

Nr. 1301

EIRENES SPUR

In den Tiefen der Kalmenzone – Perry Rhodans Suche nach seiner Tochter

von H. G. Francis

Auf Terra und in der Menschheitsgalaxie schreibt man den Oktober des Jahres 445 NGZ, Somit sind seit den dramatischen Ereignissen, die zum Aufbruch der Vironauten, zur Verbannung der Ritter der Tiefe durch die Kosmokraten und zum Erscheinen der beiden Sothos aus der Mächtigkeitsballung ESTARTU führten, rund 16 Jahre vergangen.

Vieles, zumeist Unerfreuliches ist seitdem geschehen: Die Philosophie des Permanenten Konflikts mit dem Kriegerkult und der Upanishad-Lehre hat in der Galaxis ihren Einzug gehalten - Soho Tyg Ian, der Erschaffer des Gordischen Knotens und des Stygischen Netzes, hat nachhaltig dafür gesorgt. Glücklicherweise hat der Soho es nicht bewerkstelligen können, den Widerstand der Galaktiker zu brechen - und daher besteht Hoffnung, daß sich die Situation in der Milchstraße eines Tages zum Besseren wenden möge. Auch in ESTARTU selbst, dem Reich der 12 Galaxien, wo die Ewigen Krieger seit Jahrtausenden unter Berufung auf den Willen der Superintelligenz ihre Herrschaft ausüben, regt sich immer noch Widerstand. Vor allem sind die Gänger des Netzes aktiv, zu denen seit kurzem auch Eirene, Perry Rhodans und Gesils Tochter, gehört.

Als dem jungen Mädchen beim ersten Alleingang im psionischen Netz Unerwartetes zustößt, folgt Perry EIRENES SPUR...

Die Hauptpersonen des Romans:

Eirene - Eine junge Netzgängerin in Gefangenschaft.

Fiload - Anführer der Som-Ussadi von Kijito.

Perry Rhodan - Der Terraner auf der Suche nach seiner Tochter.

Moosaphent und Perpetran - Zwei Strandguthändler.

Dokroed - Kodexwahrer von Pailliar.

Gorgud - Chef einer Untergrundbewegung.

1.

Ich wußte, daß ich weit von zu Hause entfernt war, aber was bedeutete dieses „weit“ schon, wenn man als Netzgänger riesige Entfernungen in kaum meßbarer Zeit zurücklegen konnte?

Irgend etwas war mit DORIFER oder mit der Umgebung von DORIFER geschehen. Ich grubelte vergeblich darüber nach, was es gewesen war. Ich wußte lediglich, daß es mich herausgeschleudert hatte aus dem psionischen Netz, und daß mir meine ganze Konzentration nichts geholfen hatte.

Ich war wieder bei den Ussadi gelandet, und ich brauchte Hilfe.

Sicher würde Perry nach mir suchen.

Aber wo sollte er anfangen? Aus kosmischer Sicht war ich nicht „weit“ von Sabhal entfernt. Aus der gleichen Perspektive aber war ich so klein, und die Zahl der Orte, an der Perry nachforschen mußte, so unendlich groß, daß er praktisch keine Möglichkeit hatte, mich zu finden.

Wenn es das Unglück wollte, würde ich auf diesem Planeten zugrunde gehen und keine Chance erhalten, ihn zu verlassen, obwohl man mir meine Netzkomination zurückgegeben hatte.

Ich blickte auf meine linke Schulter, und ich fühlte, wie es mich kalt überlief. Abscheu erfüllte mich gegen den Pilz, der auf meiner Schulter wuchs. Ich glaubte, die Wurzelfäden tief in meinem Fleisch fühlen zu können, ja mir war, als ob sie sich bis zu meinem Herzen vorgetastet hätten und es nun fest in ihrem Griff hielten.

Es war dieser Pilz mit seinem Gift, der mich daran hinderte, mich frei zu bewegen, zu jenem schimmernden Kugelgebilde zu laufen, das mir einen Einstieg in das psionische Netz erlaubt hätte und das niemand außer mir sehen konnte. Ein unangenehmer Geruch stieg mir in die Nase. Ich wußte sofort, wer sich mir da näherte.

Fiload!

Alles in mir lehnte sich gegen ihn auf. Ich haßte den Anführer der Som-Ussadi-Siedler, und das nicht nur wegen des schier unerträglichen Gestanks, der von ihm ausging. Ich war ihm erneut in die Hände gefallen, und dieses Mal sah es nicht danach aus, als könnte ich ihm entkommen.

Ich war nicht fähig, mir den Pilz von der Schulter zu streifen. Die Pflanze sonderte ein Gift aus, das es mir einfach unmöglich machte. Wie oft hatte ich die Hand schon danach ausgestreckt, aber es war mir noch nicht einmal gelungen, ihn zu berühren. Sobald sich meine Fingerspitzen ihm näherten, erfaßte eine unbegreifliche Lähmung meinen Arm. Die Muskeln versagten, und ich konnte den Arm nicht mehr bewegen.

Irgendwann werde ich mich fallen lassen, nahm ich mir vor. *Und ich werde so aufprallen, daß ich den Pilz dabei zerquetsche.*

„Im Namen Wemas“, sagte Fiload.

„Es muß sein.“

Ich ahnte, wovon er sprach, denn wenige Meter von mir entfernt war ein winziger, völlig federloser Ussadi aus dem Ei geschlüpft. Es lag jetzt schwer atmend und vollkommen erschöpft in einem Nest aus daunenweichen Gräsern am Rand der Terrasse, die dem Haus Filoads vorgelagert war. Wenigstens zwanzig Nachkommen des Ussadi-Anführers drängten sich um das Nest, um das jüngste Kind Filoads zu bewundern. Mir fiel auf, daß sie ausnahmslos alle hinkten - ebenso wie ihr Vater auf dem linken Bein. Der Anblick dieser hinkenden Horde war geradezu komisch. Doch ich lachte nicht. Der Gestank, der von Fiload ausging, setzte mir hart zu. Ich fragte mich lediglich, ob die Kinder ihren Vater nachäfften, oder ob sie eine körperliche Schwäche von ihm geerbt hatten.

Der Ussadi wandte sich mir zu, und ich hatte den Eindruck, daß er mich mit seinem dritten Auge anglotzte. Es schwippte wie ein großer Gallertklumpen über seinem Schnabel hin und her - ein Anblick, der mein Wohlbefinden keineswegs steigerte.

Fiload war außerordentlich stolz auf dieses dritte Auge, denn er war der einzige Ussadi, der so ein Auge hatte. Hier lag offenbar eine Mutation vor.

„Im Namen Wemas“, wiederholte er. „Es muß sein.“

„Selbstverständlich“, antwortete der Schamane, der wie ein Häuflein Elend neben ihm stand. Der Medizinmann der Ussadi war uralt. Er hatte keine einzige Feder mehr am Körper. Seine Haut war grau und schlaff und hing in langen Falten von seinem Hals herab. Den übrigen Körper verhüllte der Mann mit Pelzen von erlegten Tieren. Er verstand sich offenbar ausgezeichnet darauf, die Felle seiner Beute zu präparieren, denn sie befanden sich in einem außerordentlich guten Zustand. Sie glänzten seidig und schienen federleicht zu sein. Ich konnte mir vorstellen, daß es ein überaus angenehmes Gefühl war, sie zu tragen.

Der Schamane holte ein Messer unter den Pelzen hervor, reckte einen Arm in die Höhe und hielt es in die tiefstehende Sonne, so daß die Klinge feurige Lichtblitze um sich warf. Dabei krächzte er eine Beschwörung, deren Inhalt ich nicht verstand.

Die Kinder wichen leise schnatternd vor dem Nest zurück und machten damit den Weg zu dem gerade geschlüpften Ussadi frei. Ich sah, wie sich die Klinge senkte, und blickte zur Seite. Die kläglichen Schreie des Kindes ließen mich vor Entsetzen erschauern. Ich sah nicht hin. Ich wußte auch so, daß der Schamane das dritte Auge entfernt hatte.

„Im Namen Wemas“, sagte Fiload zum drittenmal. „Es mußte sein. Seht mein drittes Auge! Ich bin der Anführer der Ussadi. Wer sonst kann drei Augen vorweisen?“

*

An Bord des Netzgängerschiffs herrschte eine angespannte Ruhe, die jedoch nicht überdecken konnte, was Atlan und die fünf anderen Netzgänger empfanden, die Rhodan auf diesem Flug begleiteten.

Sie näherten sich dem KLOTZ, der in der Nähe von DORIFER erschienen war.

Dem ersten Anschein nach war der KLOTZ aus DORIFER selbst gekommen, aber mittlerweile waren sich alle Netzgänger darin einig, daß dieser Eindruck getäuscht hatte. Der KLOTZ konnte nicht in enger Beziehung zu dem Kosmonukleotid stehen.

Er hatte gewaltige Störungen verursacht.

Das psionische Netz war in Unordnung geraten. Die Psikom-Verbindungen waren ausgefallen. Dabei hatte sich gerade diese Kommunikationsmöglichkeit als überaus störungsfrei und zuverlässig erwiesen, so daß sich der Eindruck manifestiert hatte, bei ihr sei überhaupt nichts in Unordnung zu bringen.

Und noch etwas hatte der KLOTZ verursacht, der sich nun mit einer Geschwindigkeit von 8000km/sec in Richtung Zentrum der Galaxis Absantha-Shad bewegte - einer allzu geringen Geschwindigkeit, um dieses Ziel, falls es das Ziel war, in absehbarer Zeit erreichen zu können. Tatsächlich würden über vier Millionen Jahre vergehen, bis der KLOTZ dort ankam.

Rhodan blickte auf den Monitor. Er hatte Mühe, seine Gedanken zu ordnen.

Seine Tochter Eirene war verschwunden. Der KLOTZ hatte bei seinem Auftauchen derartige psionische Erschütterungen ausgelöst, daß Eirene offenbar davongeschleudert worden war.

Der KLOTZ war ein unregelmäßig geformtes, längliches Gebilde, das etwa 80km lang war. Es erreichte eine maximale Breite von annähernd 25 Kilometern und hatte eine durchschnittliche Höhe von 18 Kilometern, wobei es sich zu zwei Seiten hin abflachte.

„Das Ding ist ein intensiver Psi-Strahler“, stellte der Arkonide schwer atmend fest. Rhodan bemerkte, daß die Augen Atlans trännten. Das war ein deutliches Zeichen seiner Erregung und Anspannung. „Wir sollten umkehren.“

„Wir haben uns ihm bis auf ungefähr acht Lichtminuten genähert“ entgegnete der Terraner. „Willst du aufgeben?“

„Spürst du es nicht selbst?“

Rhodan legte die Fingerspitzen an die Schläfen. Erstaunt registrierte er, daß er seine Empfindungen ausschließlich auf sich selbst bezogen hatte.

War es denn nicht die Sorge um Eirene, die das Gefühl in ihm aufkommen ließ, sich nicht im Weltraum zu bewegen, sondern von einem geheimnisvollen, bösartigen Wesen umgeben zu sein, das mit schattengleichen Spinnenfingern versuchte, in das Innere der Kapsel vorzudringen?

Waren denn diese eigenartigen Farbschleier nicht nur für ihn vorhanden, die vom KLOTZ ausgingen?

Bemerkt auch Atlan, daß sich die Perspektiven verschoben? Daß die Bedienungselemente des Schiffes sich zu verformen schienen, als seien sie plötzlich lebendig geworden und in der Lage, sich von der Stelle zu bewegen?

„Wir dürfen nicht näher herangehen“, warnte einer der Querionen, die als geistige Projektionen an Bord waren. „Wir ertragen das nicht.“

„Fünf Lichtminuten“, sagte Perry Rhodan, wobei er Mühe hatte, diese Worte klar auszusprechen. Er wähnte sich von Lichtkaskaden umgeben, und er fühlte, daß sich irgend etwas Fremdes in sein Gehirn drängte. Es war etwas unsagbar Bedrohliches, und es drängte ihn auf einen Abgrund zu, der von Wahnsinn erfüllt war.

„Umkehren“, keuchte der Terraner. „Wir werden alle wahnsinnig, wenn wir näher als vier Lichtminuten herangehen.“

Er sah, daß Atlan auf die Knie stürzte und Mühe hatte, das Gleichgewicht zu halten. Das Gesicht des Freundes hatte sich zu einer Grimasse des Schreckens verzerrt.

„Umkehren“, röchelte der Arkonide.

Das Schiff verzögerte und trat danach den Rückweg an.

Der Druck wich. Die Erscheinungen verschwanden, und die Netzgänger erholteten sich allmählich von dem Psi-Schock, den sie erlitten hatten.

Der KLOTZ hatte sich als intensiver Psi-Strahler erwiesen, der nicht nur das psionische Feld im Umkreis von zehn Lichtstunden störte und in seiner Struktur verzerrte, sondern auch verhinderte, daß sich ihm die Gänger des Netzes auf mehr als vier Lichtminuten näherten.

Rhodan zweifelte nicht daran, daß sie alle wahnsinnig geworden wären, wenn sie sich nicht zurückgezogen hätten.

Immerhin hatte die Kapsel einige Messungen vorgenommen. Daraus ging unter anderem hervor, daß der KLOTZ eine Masse von 80 Billionen Tonnen hatte. Seine Substanz war fremdartig, aber homogen. Trotz seiner unregelmäßigen Form mußte es als künstliches Gebilde angesehen werden.

„Wir kehren nach Sabhal zurück“, sagte Rhodan. „Vorläufig sehe ich keine Möglichkeit, mehr über den KLOTZ herauszufinden. Wir müssen in Ruhe überlegen, wie wir weiterhin vorgehen. Ich jedenfalls kann mich darum nicht kümmern.“

„Was hast du vor?“ fragte Atlan.

„Ich werde Eirene suchen“, erwiderte der Terraner. „Ich habe schon viel zu lange gewartet. Es wird allerhöchste Zeit, daß ich herausfinde, wo sie geblieben ist.“

„Es gibt nicht die geringste Spur“, bemerkte Atlan behutsam. „Jedenfalls vorläufig nicht. Meinst du nicht, daß du unter diesen Umständen Hilfe brauchst? Je mehr wir sind, desto besser sind deine Chancen.“

Rhodan lehnte sich in seinem Sessel zurück. Er schüttelte den Kopf.

„Ich werde es allein machen“, wies er das Angebot des Freundes zurück. „Ich habe mir die Daten angesehen, die die DORIFER-Station beim Vorbeizug des KLOTZES registriert hat. Sie lassen in Bezug auf das, was mit Eirene geschehen ist, mehrere Deutungsmöglichkeiten zu. Es ist also nicht richtig, daß es keinerlei Spuren gibt. Ich kenne sogar mehrere, die allerdings in unterschiedliche Richtungen weisen.“

„Wenn es mehrere Spuren gibt, sollten sich auch mehrere Netzgänger daran machen, sie zu verfolgen.“

„Ich werde den weiter entfernten Bereich absuchen“, entschied Rhodan. „Seht ihr euch in der näheren Umgebung um. Mein Instinkt sagt mir allerdings, daß sie noch lebt und weit von uns weg ist.“

„Ich hoffe sehr, daß du dich nicht irrst.“

Das Kleinraumschiff, das über einen doppelten Antrieb verfügte, näherte sich der DORIFER-Station.

„Was machen wir mit dem KLOTZ?“ fragte Atlan.

„Wir können nichts tun“, erwiderte einer der Querionen.

„Der Meinung bin ich auch“, bestätigte Rhodan, nachdem er einige Zeit nachgedacht hat. „Das Ding läuft uns nicht weg - jedenfalls entfernt es sich nicht so schnell, daß wir es

nicht jederzeit wieder einholen könnten. Wir können es vorläufig ziehen lassen und in aller Ruhe nach einem Weg suchen, wie wir zu ihm vordringen können, ohne dabei wahnsinnig zu werden.“

Er verstummte und konzentrierte sich auf die Dinge, die Eirene betrafen. Es fiel ihm schwer, sich von Gedanken an den KLOTZ freizuhalten und die anderen Probleme zu ignorieren, aber es wäre ihm unmöglich gewesen, Eirenes Belange außer acht zu lassen und sich nur auf andere Probleme zu konzentrieren. Nichts war ihm wichtiger, als seine Tochter zu finden und ihr zu helfen.

*

Ich atmete nur flach durch den Mund, um dem Gestank nicht so ausgesetzt zu sein, der von Fiload ausging. Meine Abneigung gegen diesen Ussadi wuchs von Stunde zu Stunde.

Ich befand mich auch an diesem Morgen noch auf der Terrasse des Hauses, das unmittelbar am Flußufer errichtet worden war. Der Schatten des Turmes fiel auf mich, der auf der Rückseite des Gebäudes stand und das Haupthaus weit überragte. Fiload war vor wenigen Minuten auf dem Turm gewesen. Er hatte lange dort oben gestanden und das Treiben in der Stadt beobachtet.

Kijito hatte etwa zehntausend Einwohner, und keines der Gebäude war größer als das Filoads. Selbst die beiden Tempel waren kleiner. Das Haus der guten Gottheit Wema stand im Osten. Es sah aus wie ein großes Nest, das aus dicken, geschälten Baumstämmen erbaut worden war. Im Westen erhob sich der stumpfe Kegel des Upotovu-Doms. Er war einer weniger freundlichen, offenbar gefürchteten Gottheit geweiht.

Ich fragte mich, was in ihm vorging.

Ich durchschaute den Anführer der Ussadi nicht. Fiload war vielen Stimmungen unterworfen. Mal war er aufbrausend und herrisch, dann wieder gab er sich nachdenklich, philosophisch und freundlich. Mal schien er skrupellos zu sein - wie etwa wenn er einem Kind das dritte Auge entfernen ließ - dann wiederum wirkte er ängstlich und geradezu unterwürfig.

Was hatte er da oben auf dem Turm getan? Hatte er wirklich nur zugesehen, wie die Ussadi aus ihren Häusern hervorgekommen waren, um sich dem Tagewerk zu widmen? Oder hatte er seine Untertanen überwacht? Hatte er sorgfältig registriert, wo jemand lustlos oder zu spät an die Arbeit gegangen war oder gar seine Pflichten vernachlässigt hatte?

Foload drehte den Kopf zur Seite und blickte mich mit einem Auge an.

„Ich habe lange überlegt, was ich mit dir machen soll“, eröffnete er mir dann. „Jetzt bin ich zu einem Ergebnis gekommen.“

Ich blickte an ihm vorbei zum südlichen Stadtrand hinüber, hinter dem sich die grüne Wand des Dschungels erhob. Dort war vor etwa einer Stunde ein etwa sieben Meter hoher Metallklotz erschienen, der fraglos zu einem Raumschiff gehörte. Dutzende von Ussadi waren dabei, das Gebilde auszuschlachten, das für sie buchstäblich aus dem Nichts heraus gekommen war.

Das Pilzgift hatte mir die Fähigkeit genommen, die Enden der psionischen Netzfasern zu erkennen. Immerhin wußte ich, daß dieses Raumschiffsfragment aus dem psionischen Netz herausgefallen war. Es war Strandgut, und es war Fiload und seinen Leuten hochwillkommen, auch wenn sie zur Zeit noch nicht wußten, was sie damit anfangen sollten.

Strandgut, dachte ich. So wie ich. Auch ich bin aus dem psionischen Netz herausgefallen. Die Ussadi haben mich sofort kassiert, weil sie gewohnt sind, alles sogleich an sich zu bringen, was in ihrer Nähe auftaucht. Sie wissen ganz sicher nichts vom psionischen Netz. Vermutlich glauben sie, daß ihre Gottheiten dafür verantwortlich

sind, daß hin und wieder Strandgut ausgeworfen wird. Ich frage mich nur, welcher Gottheit sie mich zuordnen. Der freundlichen und wohlwollenden Wema oder dem teuflischen Upotovu.

„Zu welchem Ergebnis bist du gekommen?“ fragte ich, als er mich allzu lange warten ließ.

Fiload preßte die Flügel eng an den Körper, als sei ihm kalt.

„Ich glaube, daß du sehr wertvoll bist“, eröffnete er mir. „Ganz sicher bist du kein Abfall, wie so vieles, was die Götter uns überreichen. Du bist ein Geschenk - aber was für eines? Bist du eine Gabe Wemas, mit der sie uns beglücken und bereichern will? Oder hat Upotovu dich geschickt, um uns eine Falle zu stellen und uns ins Verderben zu locken?“

Er wandte sich mir zu, und sein drittes Auge schwippte über dem Schnabel hin und her.

„Du könntest uns eine Antwort geben.“

„Sie würde deine Zweifel nicht beseitigen.“

„Du könntest es versuchen.“

„Das werde ich nicht tun.“

„Warum nicht?“

„Sage ich, daß die gute Göttin Wema mich geschickt hat, wirst du glauben, daß ich lüge, um dich zu täuschen und ins Verderben zu stürzen. Behaupte ich, daß ich von Upotovu gesandt wurde, wirst du dies ebenfalls nicht akzeptieren, denn diese Worte könnte Wema mir ja in den Mund gelegt haben, um euch zu prüfen, ob ihr es wert seid, auch weiterhin in ihrer Gunst zu stehen.“

Fiload wandte sich ruckartig ab und eilte hinkend zur Brüstung der Terrasse hinüber. Er blickte auf den Aragy-Fluß hinaus zu einem Schwärm riesiger Raubfische hinüber, die langsam flußaufwärts zogen. Ich schätzte, daß die Tiere wenigstens zehn Meter lang waren. Ihre doppelten Rückenflossen ragten etwa einen Meter hoch aus den Wellen. Vor ihnen flüchteten Tausende von meterlangen Fischen den Fluß hinauf. Unter ihrem wilden Flossenschlag schäumte das Wasser.

„Du hast recht. Wir werden jetzt noch keine Antwort finden. Erst später wird sich erweisen, wessen Gabe du bist.“

Er kehrte zu mir zurück, und jetzt blitzte ein Messer in seiner Hand auf.

„Ich könnte dich allerdings ein wenig quälen, bis du bereit bist, die Wahrheit zu sagen.“

Ich schüttelte den Kopf. Ich fürchtete mich nicht vor dem Messer, denn ich war fest davon überzeugt, daß er es nicht wirklich gegen mich richten wollte. Er würde mich nicht verletzen, weil er damit meinen Wert verringerte.

„Ich würde dir immer nur sagen, was du hören willst“, erwiederte ich. „Wenn du glaubst, daß ich eine Gabe des teuflischen Upotovu bin, dann werde ich das bestätigen.“

„Woher solltest du meine innersten Gedanken kennen?“

„Ich sehe deine Ängste und deinen Zweifel. Das genügt.“

Sie werden mich suchen, überlegte ich. Vor allem Perry wird alles tun, was er kann, um mich zu finden. Aber er hat es schwer. Es gibt kaum Hinweise. Er braucht Zeit. Und ich muß ihm helfen. Ich muß Zeit gewinnen. Je länger ich hier bin, desto besser.

„Ich muß nachdenken“, erklärte Fiload. Zornig blickte er mich an. Ihm gefiel ganz und gar nicht, daß ich ihn in eine Lage gebracht hatte, in der es keine klaren und eindeutigen Antworten für ihn gab. Ich verstand ihn. Er befand sich in einem Konflikt, in dem er noch keinen Ausweg für sich sah. Für ihn aber drängte die Zeit, denn was sollte er sagen, wenn die Ussadi seines Stammes eine Antwort von ihm verlangten? „Früher oder später werde ich dein Geheimnis enträtselfn, und wenn es mir nicht gelingt, wirst du verkauft. Das ist allemal der einfachste Weg, das Problem loszuwerden.“

Das sind Drohgebärden. Weiter nichts, redete ich mir ein. Wahrscheinlich sind Fiload und seine Ussadi recht friedliche Leute, die gar nicht in der Lage sind, richtiggehend gewalttätig zu werden.

Ich blies mir eine Locke aus der Stirn.

Nur nicht einschüchtern lassen, ermahnte ich mich und nahm mir gleichzeitig vor, mich auch von dem Gestank nicht so sehr erschrecken zu lassen, den Fiload verbreitete.

„Verkaufe mich ruhig“, erwiderte ich. „Das wäre vermutlich das beste.“

„Ach, dann glaubst du das auch?“ Er blickte mich sichtlich überrascht an.

„Sicher“, bestätigte ich. „Für mich wäre das eine hervorragende Gelegenheit, dir heimzuzahlen, was du mir jetzt antust.“

„Du willst dich rächen?“ Er stieß eine Reihe von schrillen Schreien aus. Wahrscheinlich war er belustigt. „Dadurch, daß ich dich verkaufe?“

„Jeder, der mich kauft, handelt sich Ärger und Verdruß ein, und du wirst es auszubaden haben“, lachte ich ihm ins Gesicht. „Und welcher Käufer freut sich schon, wenn er feststellen muß, daß du ihn übers Ohr gehauen hast?“

2.

Auch am siebten Tag meiner Gefangenschaft gelang es mir nicht, den Pilz von meiner Schulter zu streifen. Ich stolperte über die Türschwelle und stürzte mit voller Absicht, wobei ich mich nach links warf. Ich sah, wie sich meine Schulter dem Türpfosten näherte.

Im nächsten Moment schon mußte, der Pilz zwischen mir und der Tür zerquetscht werden.

Bevor es soweit war, zuckte ich zurück und drehte mich zur Seite. Ich prallte schmerhaft gegen die Tür und sackte benommen auf den Boden, erholte mich jedoch schnell wieder. Der Pilz auf meiner Schulter war unversehrt. Irgend etwas - vielleicht der Pilz - hatte verhindert, daß ich ihn zerstörte.

„Das solltest du nicht noch einmal versuchen“, hörte ich eine Stimme, die mir allzu bekannt war. Es war eine dunkle Stimme, die immer wieder umzukippen drohte und dann schrille Zwischentöne produzierte. Es war die Stimme des rätselhaften Priesters von Wema und Upotovu.

Der Mann packte mich am Arm und half mir auf, obwohl das nicht nötig gewesen wäre. Ich war kräftig genug, auf eigenen Beinen zu stehen.

„Der Pilz steht unter dem besonderen Schutz von Upotovu“, erläuterte er. „Upotovu wird niemals dulden, daß du dich von ihm befreist, wenn er nicht damit einverstanden ist.“

Ich streifte die Hand des Ussadi ab, trat auf die Terrasse hinaus, umrundete das Wohnhaus und ging bis zum Turm. Von hier aus konnte ich Kijito überblicken. Die Stadt bestand aus Tausenden von Hütten, von denen jede sauf einem in halber Höhe durchgesägten Baumstamm errichtet worden war, so daß sie sich wenigstens drei Meter über dem Boden befand. Die Häuser waren nur über primitive Leitern zu erreichen, die an der Basisplattform der Häuser lehnten und die nachts hochgezogen wurden. Alle Leitern führten zu Trampelpfaden hin, die sich durch die ganze Siedlung zogen, und von denen so leicht kein Ussadi abwich. Auch ich hätte diese Pfade ganz sicher nicht verlassen, wenn ich mich frei in Kijito bewegen könnten, denn die Ussadi ließen allen nur erdenklichen Abfall von den Häusern auf den Boden fallen. Auch die Fäkalien landeten direkt unter den Häusern. Die Pfade aber wurden peinlich sauber gehalten.

In den vergangenen Tagen hatte es mehrmals geregnet. Unglaubliche Wassermengen waren aus den Wolken herabgestürzt. Sie hatten den größten Teil der Abfälle in den Fluß geschwemmt.

Die Ussadi sahen diese Methode der Abfallbeseitigung offenbar als überaus praktisch und einfach an. Ich fragte mich jedoch, was sie in den Monaten des Jahres taten, in denen nicht soviel Niederschläge fielen.

Der Priester war mir gefolgt. Es schien ihn nicht zu stören, daß ich ihm die kalte Schulter zeigte.

„Niemand hat bessere Beziehungen zu Upotovu als ich“, sagte er leise.

Etwa zehn von Filoads Kindern tobten kreischend und raufend an uns vorbei. Sie alle hinkten übertrieben, als komme es ihnen darauf an, zu demonstrieren, daß sie einer einzigen Familie entstammten.

„Ach, du hast gute Beziehungen zu dem Anti-Gott Upotovu!“ Ich fuhr herum und lachte dem Priester ins Gesicht. „Das glaube ich nicht!“

„Das erwarte, ich auch gar nicht“, gab er mit gedämpfter Stimme zurück. „Bitte, sprich nicht so laut.“

„Ich verstehe“, sagte ich. „Du willst ein Geschäft mit mir machen, und du willst nicht, daß Fiload etwas davon erfahrt.“

Er blickte mich beschwörend an. Unsicher hob er die Hände. Er schien nicht verstehen zu können, daß ich ihm überhaupt keinen Respekt entgegenbrachte.

„Du mußt wissen, ob du für den Rest deines Lebens Gefangene sein willst oder nicht“, zischte er mir zu. „Foload wartet auf die Händler. Wenn sie hier sind, wird er dich verkaufen. Ich weiß nicht, wer du bist, und woher du kommst, aber ich weiß, daß du nie mehr in deine Heimat zurückkehren wirst, wenn die Händler dich erst einmal mitgenommen haben. Die Unendlichkeit wird dich verschlucken.“

Ich gebe zu, daß ich ein äußerst flaues Gefühl in der Magengegend hatte. Ich glaubte dem Priester.

Sieben Tage waren verstrichen, und Perry hatte mich noch immer nicht gefunden. Wenn die Händler mich mitnahmen - wer auch immer diese Händler sein mochten - verlor sich meine Spur zwischen den Sternen. Jahrzehnte konnten vergehen, bis Perry mich dann fand, falls es ihm überhaupt gelang, mich irgendwo aufzuspüren. Vielleicht würde ich meine Eltern nie mehr wiedersehen. Und was ein Leben in der Sklaverei bedeutete, das konnte ich mir vorstellen.

„Du willst die Macht“, stellte ich fest. „Und ich soll dir dazu verhelfen. Ich, eine Gefangene.“

„Dein Körper ist gefangen“, entgegnete er. „Nicht dein Geist. Nicht dein Wissen.“

Ich begriff.

Der Priester wußte ganz sicher nicht, woher ich gekommen war. Ich war „Strandgut“, wie so vieles andere, was in der Nähe von Kijito materialisiert war. Er war sich jedoch klar darüber, daß ich ihm aufgrund meines Wissens überlegen war. Also hoffte er, daß ich ihm mit irgendwelchen Tricks zur Macht verhalf, denen Fiload nicht gewachsen war.

Warum sollte ich es nicht versuchen?

Eine innere Stimme warnte mich davor, mich aufs Glatteis zu begeben. Ich war jedoch davon überzeugt, daß ich mich bei einem Intrigenspiel zwischen dem Priester und dem Anführer der Ussadi behaupten würde.

„Laß mich darüber nachdenken“, sagte ich.

„Gut, aber warte nicht zu lange. Die Händler können jeden Tag eintreffen, und wenn sie erst einmal hier sind, ist es zu spät für dich.“

„Was hätte ich davon, wenn ich dir zur Macht verhelfe?“ fragte ich.

„Deine Freiheit.“

„Das genügt mir nicht. Damit kann ich nicht viel anfangen, wenn ich bei den Ussadi bleiben muß.“

„In der Upotovu-Senke gibt es einen Raum, in dem ich verschiedenes Strandgut aufbewahre“, eröffnete er mir. „Dabei sind geheimnisvolle Geräte, mit denen du ganz sicher etwas anfangen kannst. Aus einem dieser Geräte habe ich Stimmen gehört. Vielleicht kannst du ihnen antworten?“

Er blickte sich furchtsam bei dem Gedanken an die Stimmen um, die er vernommen hatte. Da dies ausgerechnet im Tempel des bösen Gottes Upotovu geschehen war, glaubte er offenbar, daß geheimnisvolle Mächte im Spiel waren.

Ich war wie elektrisiert.

Natürlich hatte der Priester von einem Funkgerät gesprochen. Vielleicht sogar von einem Hyperkom, mit dem sich Kontakt mit einer Netzgänger-Station herstellen ließ. Jetzt gab es für mich kein Halten mehr.

„Ich helfe dir“, versprach ich. „Vorausgesetzt, du zeigst mir diese Dinge, die du in der Upotovu-Senke hast. Ich muß sie untersuchen, um feststellen zu können, ob ich etwas damit anfangen kann oder nicht.“

„Dann sind wir uns ja einig“, freute er sich. „Du wirst nicht enttäuscht sein.“

Damit eilte er davon. Ich folgte ihm mit meinen Blicken, wie er über die Pfade zur Wema-Höhe ging. Immer wieder blieb er stehen, um Fragen zu beantworten, die an ihn gerichtet wurden.

Ich wandte mich ab, um zu einem Sessel zurückzugehen, der auf der Flußseite stand, und in dem ich die meiste Zeit verbrachte, als es plötzlich oben auf der Südseite von Kijito laut wurde. Ich blickte hoch und sah, daß ein großer Metallkasten materialisiert war.

Jubelnde Ussadi rannten zu dem Platz hinauf, auf dem immer wieder irgendwelche Dinge aus dem psionischen Netz herausfielen. In diesen Tagen war besonders viel erschienen, doch das meiste schien unbrauchbar zu sein. Ganz anders sah es mit diesem Container aus. Einige Ussadi hatten ihn blitzschnell geöffnet. Jetzt tanzten sie ausgelassen davor herum. Offenbar war der Behälter voll mit Dingen, die sie sehr gut gebrauchen konnten.

Fiload tauchte unversehens neben mir auf.

„Du bringst uns Glück“, krächzte er. „Vielleicht sollte ich mir doch überlegen, ob ich dich verkaufe.“

Dann lief er an mir vorbei zum Container hinauf, wo sich Agaquat, der Ussadom-Meister, bereits eingefunden hatte. Von diesem machtlüsternen Mann wußte ich, daß er ein Gegner Filoads war, sich bisher jedoch nicht gegen ihn durchsetzen konnte. Er war als Ussadom-Meister für das Strandgut verantwortlich. Daher stand seine Hütte direkt neben dem Platz am Südhang, so daß er stets als erster wußte, was angekommen war. Agaquat war ein dicklicher Mann - was für ussadische Verhältnisse sehr ungewöhnlich war. Aber damit nicht genug. Er trug auch noch eine große, weiße Brille, die ihn ausgesprochen komisch aussehen ließ. Doch dieser äußerliche Eindruck täuschte. Agaquat war kein Mann, der mit sich scherzen ließ, und er wurde von den Bewohnern der Stadt respektiert. Einige begegneten ihm geradezu unterwürfig. Wie ich vermutete, hatten sie Angst, daß er sie bei der Verteilung des Strandguts schlecht wegkommen ließ, wenn sie ihn nicht entsprechend behandelten.

Ich sah, wie die Gläser seiner Brille im Licht der Sonne aufblitzten, als er heftig gestikulierend überwachte, wie die Ladung des Containers gelöscht wurde.

Paß auf, Priester, dachte ich. Das könnte die Gelegenheit für Agaquat sein, auf die er gewartet hat.

Ich hoffte, daß der Ussadom-Meister irgend etwas in dem Behälter finden würde, das ihn zu mir führte, weil er sich Hilfe von mir erhoffte.

Deine Lage verbessert sich, erkannte ich, und meine Zuversicht stieg.

Ich hätte ganz und gar nichts dagegen gehabt, wenn ich mich aus eigener Kraft befreit hätte und nicht auf die Unterstützung meines Vaters angewiesen wäre.

Doch dann kam alles ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte.

Unmittelbar neben dem Ussadom-Platz tauchten die Gestalten von Dutzenden von Ussadi auf, die gelb leuchtende Helme auf dem Kopf trugen. Die Fremden waren mit Messern, Lanzen und mit Schußwaffen ausgerüstet, und sie griffen augenblicklich an. Ich sah, wie mehrere Männer aus Kijito erstochen wurden.

Damit geschah das, was ich insgeheim schon lange befürchtet hatte.

Kijito wurde von neidischen Nachbarn angegriffen, die offenbar nicht das Glück hatten, immer wieder mit „Strandgut“ gesegnet zu werden.

Während immer mehr Gelbhelme aus dem Dschungel hervorkamen und die Verteidiger von Kijito überrannten, flüchteten Männer, Frauen und Kinder schreiend in die Häuser.

Ich sah Fiload, der mit flatternden Flügeln auf mich zukam und dann in den Turm hinaufkletterte.

„Midaouk“, kreischte er. „Walte deines Amtes!“

Die Angreifer stürmten die Pfade herunter, und plötzlich wurde mir klar, daß ich mich ebenfalls in höchster Gefahr befand. Ich hatte keinen Grund anzunehmen, daß sie mich schonen würden. Erschrocken wichen ich bis an die Brüstung der Terrasse zurück.

Wenn ich doch wenigstens eine Waffe hätte!

„Midaouk“, schrie Fiload. „Worauf wartest du denn? Meister der Falle, erfülle deine Pflicht.“

Ich wußte nicht, wen der Anführer der Ussadi aus Kijito meinte. Bisher hatte ich noch nicht von einem Meister der Falle gehört. Immerhin begriff ich, daß die Kijitoner durchaus mit einem derartigen Angriff gerechnet und sich darauf vorbereitet hatten.

Plötzlich schlug der Meister der Falle zu.

Die Trampelpfade zwischen den Hütten sackten weg, und tiefe Gräben taten sich auf. Die Angreifer stürzten hinein und gerieten damit auf Rutschbahnen, auf denen sie keinen Halt fanden. Ich lachte unwillkürlich, als ich sah, wie sie in den Gräben entlangglitten und vergeblich versuchten, sich irgendwo festzuhalten. Doch das Lachen verging mir, als die ersten Angreifer unter mir und der Terrasse hindurchschossen und in hohem Bogen in den Fluß flogen. Das Wasser begann zu brodeln. Der eben noch träge dahinfließende Strom schäumte und gischtete. Ich sah verzweifelte Gelbhelme, die mit aller Kraft versuchten, zum Ufer zu kommen.

Keiner von ihnen schaffte es. Einer nach dem anderen versank in den Fluten, und das Wasser färbte sich rot. Von allen Seiten stürmten Raubfische heran und machten Beute.

Ich stand wie gelähmt auf der Terrasse und konnte meine Blicke nicht abwenden. Schließlich aber wandte ich mich ab und flüchtete entsetzt in das Haus Filoads.

Die Ussadi hatten mir gezeigt, daß mit ihnen nicht zu spaßen war und daß sie in einem unvorstellbaren Maß grausam sein konnten. Ich erfaßte, daß der Kampf um das Strandgut kein Spiel, sondern blutiger Ernst war, und daß ich die Ussadi weit unterschätzt hatte.

Wenn es um Strandgut ging, verteidigten sich die Ussadi von Kijito mit aller Wucht, und dann kannten sie keinen Pardon.

Durch eine Luke im Dach des Hauses blickte ich zum Turm hinauf. Ich sah Fiload, wie er beide Fäuste ballte und drohend gegen den Fluß erhob, in dem alle Angreifer den Tod gefunden hatten.

Er hatte sein Strandgut verteidigt.

Ich wurde mir dessen bewußt, daß er um mich ähnlich kämpfen würde.

Ich fühlte, wie es mich eiskalt überlief.

Ich hatte Angst. Zum erstenmal seit ich auf diesem Planeten war, hatte ich wirklich Angst.

Es kam nicht darauf an, Zeit zu gewinnen, sondern vor allem darauf zu überleben.

Ich bereute, daß ich auf das Werben des Priesters eingegangen war.

Die Ussadi brauchten drei Tage, um die Siedlung wieder so herzurichten, daß die Spuren des Kampfes nicht mehr zu sehen waren. Da mir die Zeit zu lang wurde, und da ich mich ablenken wollte, beteiligte ich mich an den Arbeiten. Ich griff zur Schaufel und half, die Trampelpfade wieder aufzuschütten und damit gleichzeitig die Fallen wieder aufzubauen, die darunter verborgen waren.

Ussadom-Meister Agaquat überwachte die Arbeiten. Er lebte in unglaublicher Weise auf. Er schien innerhalb weniger Stunden deutlich schlanker zu werden und um einige

Zentimeter zu wachsen. Ständig putzte er seine Brille oder schob sie auf dem Schnabel hin und her. Ich hatte den Eindruck, daß er weder sehen konnte, wenn sie weit vorn auf der Schnabelspitze saß, noch wenn er sie unmittelbar vor seinen bläulich schimmernden Augen hatte, die durch das Glas der Brille erheblich vergrößert erschienen.

Er streichelte mir anerkennend den Arm, als er sah, wie ich mich mit der Schaufel abmühte.

„Es war großartig, nicht wahr?“ krächzte er. „Wir haben die Angreifer besiegt, ohne selbst einen einzigen Blutstropfen zu vergießen.“

„Sie sind alle tot“, erwiderte ich betroffen.

„Ich sprach von Blut“, stellte er richtig und stolzierte davon. Die anderen Ussadi schienen ihn nicht zu interessieren.

Auch die anderen Würdenträger von Kijito verloren kein Wort über das Schicksal der Angreifer. Fiload blickte mich nur verwundert an, als ich die Sprache darauf brachte, daß sie alle den Tod gefunden hatten. Der Schamane kramte allerlei Schächtelchen und Dosen aus seinen Sachen hervor und begann damit, eine Salbe anzurühren. Midaouk, der Meister der Falle, der den Tod der Angreifer herbeigeführt hatte, klapperte mit dem Schnabel. Es klang wie ein höhnisches Gelächter. Und der Priester legte seine Hände salbungsvoll aneinander, blickte andächtig auf den Fluß hinauf und sagte: „Was willst du? Sie sind den Tod der Helden gestorben. Der Fluß hat ihnen den Weg in eine lange vorherbestimmte Zukunft geöffnet. Wir haben lediglich den Plan ausgeführt, den Wema und Upotovu längst für sie entwickelt hatten.“

So konnte man es auch sehen!

Wie praktisch! dachte ich. Auf diese Weise kommen Schuldgefühle gar nicht erst auf. Man schiebt die Verantwortung entweder der guten Göttin oder dem bösen Gott zu, und damit ist die Angelegenheit erledigt.

Ich stellte die Schaufel zur Seite, als ich mir dessen bewußt wurde, daß ich an einem System werkeln, das früher oder später zur Todesfalle für andere Ussadi werden würde, die weniger glücklich als die Bewohner von Kijito waren, weil die Endfasern des psionischen Netzes ihnen kein Strandgut vor die Füße rollen ließen.

Der Pilz auf meiner Schulter war größer geworden. Sporen rieselten davon herunter und setzten sich auf dem Stoff meines Anzugs fest. Ich hatte Angst, daß weitere Pilze daraus entstehen würden. Ich wachte mehrmals von Alpträumen geplagt auf, weil ich mich im Schlaf vollkommen von Pilzen überwuchert gesehen hatte.

Am vierten Tag nach dem Überfall kam der Priester erneut zu mir, nachdem Fiload mit einem Holzboot zum anderen Ufer des Flusses aufgebrochen war. Der Ussadom-Meister Agquat begleitete meinen Besucher. Forschend blickte er mich durch seine Brille an.

Die beiden Männer begegneten mir am Ufer des Flusses, nur wenige Meter von der Terrasse entfernt, auf der wenigstens zwanzig der Kinder von Fiload herumtollten.

„Ich komme auf den Vorschlag zurück, den ich dir gemacht habe. Gib mir dein Wissen, und ich gebe dir deine Freiheit“, sagte er. „Du solltest mich zur Upotovu-Senke begleiten. Ich möchte dir die Dinge zeigen, die dir unter Umständen helfen könnten. Und wenn nicht - der Ussadom-Meister hat auch noch einiges zu bieten.“

Ich dachte daran, wie Fiload bei dem Angriff der Ussadi auf die Stadt reagiert hatte, aber auch daran, daß ich so gut wie keine Chance hatte, wenn ich passiv blieb.

„Ich möchte die Geräte sehen“, erwiderte ich. „Sorgt ihr dafür, daß Fiload nichts davon bemerkt.“

Damit war die Entscheidung gefallen. Die beiden Männer steckten die Köpfe zusammen und schnatterten leise miteinander in einer Sprache, die ich nicht verstand. Nervös rückte Agquat seine Brille zurecht.

„Foload ist schon zu lange unser Anführer“, erklärte der Priester mir. „Es wird Zeit, daß er abgelöst wird.“

Mir war es völlig egal, wer Anführer der Ussadi war. Der Priester oder der Ussadom-Meister waren ganz sicher nicht weniger grausam als Fiload, und sie würden ebenso wenig Rücksicht auf mich nehmen wie er, wenn es um ihren Vorteil ging.

Was bedeutete ihnen überhaupt ein Versprechen? Ich wußte es nicht. Ich kannte ihre Mentalität nicht, aber ich konnte mir recht gut vorstellen, daß ein ussadisches Versprechen einer Fremden gegenüber wertlos war.

„Komm“, drängte der Priester. „Wir müssen uns beeilen. Wir wissen nicht, wann Fiload zurückkommt.“

Wir schritten am Flußufer entlang zur Upotovu-Station hinunter, die am westlichen Rand von Kijito lag. Es war ein düsterer Bau. Mir schien, daß eine gewisse Drohung von ihm ausging, und irgend etwas in mir warnte mich davor, ihn zu betreten. Doch ich wollte meine Gefangenschaft beenden, und ich wollte meine Eltern benachrichtigen. Sie suchten mich nun schon seit Tagen und warteten ganz sicher auf ein Lebenszeichen von mir.

Während ich noch überlegte, wie ich den Priester und den Ussadom-Meister überlisten konnte, vernahm ich die Triebwerksgeräusche eines Raumschiffs. Meine beiden Begleiter blieben stehen. Sie blickten sich an, griffen nach meinen Armen und zogen mich vom Tempel fort.

„Was ist los?“ fragte ich.

„Strandguthändler“, antwortete Agaquat.

„Ja - und? Was haben wir damit zu tun?“

„Wir müssen zurück“, sagte er. „Sofort. Niemand ist wichtiger für uns als die Strandguthändler. Sie nehmen uns ab, was die Götter uns schenken, wofür wir aber nur in den seltensten Fällen Verwendung haben. Sie geben uns die Dinge, die wir dringend benötigen.“

„Auch Fiload hört das“, fügte der Priester hinzu. „Er wird umkehren und schon sehr bald wieder hier sein.“

„Nur eine Minute“, rief ich. „Es dauert ja nicht lange. Ich brauche nur einen Blick auf die Geräte zu werfen, dann weiß ich Bescheid.“

Aber ich unterschätzte die Gier der Ussadi nach den Tauschgütern, die sich mit diesen Triebwerksgeräuschen ankündigten. Agaquat und der Priester drängten mich zu dem Haus Filoads zurück, in dem nun helle Aufregung herrschte. Die Frauen des Hauses und die Kinder wirbelten wild durcheinander. Sie schrien sich an und kramten alles aus sorgfältig angelegten Verstecken hervor, was sie seit dem letzten Besuch der Strandguthändler ergattert hatten. Es waren hauptsächlich technische Dinge, teils nur Bruchstücke von Maschinen, teils aber auch Geräte, die zu leistungsfähigen Maschinen ausgebaut werden konnten, wenn sie nur richtig mit anderen kombiniert wurden.

Ich fiel aus allen Wolken.

Wie dumm! schoß es mir durch den Kopf. Da gehe ich das Risiko ein, von Agaquat und dem Priester reingelegt zu werden, und dabei lag alles vor meiner Nase, was ich benötige.

Warum war ich nicht auf den Gedanken gekommen, die Kinder Filoads zu beobachten? Sie waren mir lediglich wie lästige Küken vorgekommen. Mir war allein wichtig gewesen, sie möglichst weit auf Abstand zu halten. Dabei besaßen sie den Schlüssel für meine Freiheit.

Ich hätte mich mit ihnen beschäftigen müssen, anstatt sie abzudrängen.

Ihnen gegenüber war ich hochmütig und dumm gewesen. Und dafür bezahlte ich jetzt.

3.

Aus dem Wald kamen flammend rot gekleidete Ussadi hervor. Sie schwenkten lange Stangen, die mit gelben und weißen Federn und dem Flaum von Jungvögeln versehen waren.

Ich begriff, daß es Unterhändler waren, die die Aufgabe hatten, die Kijitoner auf die Ankunft von weiteren Ussadi aufmerksam zu machen und sie friedlich zu stimmen.

Ein Beiboot strich donnernd über die Stadt am Aragy Fluß hinweg. Ich blickte ebenso wie die Ussadi nach oben, aber ich riß die Arme nicht jubelnd in die Höhe und hüpfte herum, als hätte ich den Verstand verloren. Wie eingepflanzt stand ich auf der Terrasse und wehrte mich gegen ein beklemmendes Gefühl der Verlorenheit.

Irgend etwas in mir sagte mir, daß diese Fremden mit dem Beiboot gekommen waren, um mich abzuholen.

Ich war Strandgut, und diese Wesen handelten mit Strandgut. Was also lag näher, als daß ich verschachert werden sollte?

Ich hatte es die ganze Zeit über gewußt!

Man wollte mich in die Tiefen des Kosmos verschleppen und damit meine Spur endgültig verwischen, so daß meine Freunde mich nie wiederfinden konnten.

Doch für Selbstvorwürfe war es zu spät. Ich mußte fliehen. Ich mußte mit allen Mitteln versuchen, auf diesem Planeten zu bleiben.

Unter den Bäumen kamen hochbeinige Tragtiere hervor, die mit gewaltigen Lasten bepackt waren. Sie riefen die Erinnerung an Bilder in mir wach, die ich von terranischen Dromedaren gesehen hatte. Diese Tiere hatten die gleiche Farbe, die der des Wüstensandes glich, sie hatten die gebogenen, langgestreckten Hälse, die kleinen Köpfe und die hochaufgewölbten Buckel. Allerdings hatten sie langgestreckte Körper und sechs Beine.

Auf den ersten Blick erkannte ich, daß diese Ussadi Güter heranschleppten, die aus dem psionischen Netz herausgefallen waren. Offenbar war Kijito so etwas wie ein Handelsplatz.

Als sich der Jubel der Ussadi ein wenig gelegt hatte, blickte ich mich um und fragte mich, wo das Beiboot landen sollte. In der Stadt war kein Platz. Jeder Flecken der Lichtung am Fluß war besiedelt, und der Dschungel wucherte so dicht, daß er ganz gewiß keine Landung erlaubte.

Als ich auf den Fluß hinausblickte, sah ich, daß Fiload in großer Eile zurückkam. Er trieb die Männer an, die ihn begleiteten. Als er sich dem Ufer bis auf wenige Meter genähert hatte, kam das Beiboot erneut. Es war ein langgestrecktes Raumschiff von etwa fünfzig Metern Länge. Es glich dem langen, vorn leicht nach unten gebogenen Schnabel eines großen Vogels, den ich am Flußufer beobachtet hatte.

Zunächst kam es mit hoher Geschwindigkeit lautlos heran, verzögerte dann jedoch stark, und nun eilten ihm die Triebwerksgeräusche voran. Es glitt donnernd über Kijito hinweg und näherte sich dem Upotovu-Tempel auf der Westseite. Bevor ich mir darüber klar wurde, was der Kommandant eigentlich beabsichtigte, bohrte sich der Bug des Beiboots in die Flanke des hölzernen Gebäudes und legte es in Trümmer. Der Tempel stürzte in sich zusammen. Bretter und Balken wirbelten brennend davon, und eine Staubwolke stieg auf. Sie hüllte das Beiboot nahezu vollkommen ein. Als sie sich verzog, sah ich, daß vom Upotovu-Tempel nichts mehr übriggeblieben war.

„Es ist ein Akt der Reinigung“, erklärte Fiload, der mittlerweile das Boot verlassen hatte und zu mir auf die Terrasse gekommen war. „Verstehst du? Das Böse wird vertrieben, indem wir seinen Tempel zerstören lassen.“

„Dann dürfte das Schiff niemals beim Wema-Tempel landen?“

„Auf keinen Fall“, antwortete er entsetzt, und sein drittes Auge kippte träge über den Schnabel hinweg. „Das würden wir nicht zulassen.“

Er kletterte auf den Turm hinauf, und wenig später ertönte ein eigenartiges Pfeifen, das er mit Hilfe eines Blasebalgs und einigen Röhren erzeugte. Es war das Signal für die Kijitoner und die Besucher, zum Beiboot zu eilen.

Ich fragte mich, warum ich noch immer nicht weggelaufen war.

Was hielt mich noch auf der Terrasse?

Ich wollte die Beine bewegen, aber ich konnte es nicht. Ich wollte fliehen, war jedoch wie gelähmt. Hilflos sah ich zu, wie die Ussadi das Beiboot umringten und wie Fiload vom Turm herabkletterte. Seine Augen glänzten in einem eigenartigen Licht. Er schien mich höhnisch anzustarren.

Er blieb am Fuß des Turmes stehen, und gleich darauf erschienen der Priester und der Ussadom-Meister, verneigten sich unterwürfig vor ihm und berührten seine dünnen Beine mit ihren Flügelspitzen. Ich begriff diese Geste als Zeichen der Unterwerfung.

Erst jetzt wurde mir bewußt, wie richtig es gewesen war, daß wir uns schleunigst aus der Nähe des Upotovu-Tempels zurückgezogen hatten. Wahrscheinlich hätte ich gar keine Zeit gehabt, mir irgend etwas anzusehen.

Ich nahm mir vor, den Priester zu fragen, warum er die kostbaren Geräte im Upotovu-Tempel und nicht im Wema-Tempel aufbewahrt hatte, wo sie vor der Zerstörung sicher gewesen wären, obwohl ich mir schon denken konnte, warum er es getan hatte. Vermutlich waren die Geräte im Tempel der bösen Gottheit vor Entdeckung sicher, weil niemand aus dem Dorf dorthin ging.

Der Staub verzog sich, und nun öffnete sich eine Schleuse des Beiboots. Ein Pailliare kam heraus. Der Insektenabkömmling war ungewöhnlich klein und ging weit vornübergebeugt. Er rief zwiespältige Gefühle in mir hervor. Auf der einen Seite schätzte ich ihn wegen seiner Größe als jugendlich ein, auf der anderen Seite wegen seiner Körperhaltung als alten Mann. Ich wußte nicht, wofür ich mich entscheiden sollte.

Die faustgroßen Facettenaugen glitzerten und leuchteten im Widerschein der Sonne. Sie waren mir zugewandt, und obgleich man bei solchen Augen niemals davon sprechen kann, daß sie irgend etwas oder irgend jemanden fixieren, hatte ich doch den Eindruck, daß sich die ganze Aufmerksamkeit dieses Strandguthändlers auf mich richtete.

In mir krampfte sich etwas zusammen.

Ich machte mir unsinnige Vorwürfe, daß ich in den vergangenen Tagen nicht weggelaufen war. Dabei wußte ich doch ganz genau, daß mir eine Flucht unmöglich gewesen wäre.

„Das ist Moosaphent“, erklärte Fiload mir. „Ich hoffe, er zahlt einen guten Preis für dich.“

Er packte mich am Arm und führte mich von der Terrasse herunter und quer durch die Stadt zu dem gelandeten Raumschiff hinüber. Ich kam mir vor, als würde ich zu meiner eigenen Hinrichtung geführt. Verzweifelt kämpfte ich gegen die Macht des Pilzes auf meiner Schulter an.

„Wehre dich nicht“, krächzte der Priester mir zu. Er ging hinter mir und schien genau zu wissen, was in mir vorging. „Es ist sinnlos.“

Wir erreichten den Landeplatz, und die Kijitoner wichen zur Seite, um uns durchzulassen. Ich sah, daß die hinzugekommenen Besucher aus den anderen Siedlungen ihr Lager am gegenüberliegenden Ende des Platzes aufgeschlagen hatten und nun die Güter auspackten, die ihnen das psionische Netz beschert hatte.

Einige weitere Pailliaren kamen aus dem Raumschiff hervor. Sie begannen, mit dem Ussadom-Meister Agaquat, dem Priester und vor allem mit Fiload zu handeln, während die Bewohner der Stadt mehr und mehr Dinge herbeischleppten, die sie eintauschen wollten.

Um mich kümmerte sich zunächst niemand.

Ich beobachtete das bunte Treiben ohne großes Interesse, während ich meine Hoffnung darauf setzte, daß es mir irgendwie gelingen könne, an ein Funkgerät heranzukommen.

Die Pailliaren holten allerlei einfache Dinge aus dem Raumschiff hervor, deren Wert in keinem Verhältnis zum Wert der Geräte stand, die von den Ussadi angeboten wurden. Für mich war klar zu erkennen, daß man Fiload und seine Leute kräftig übers Ohr hauen wollte. Die Ussadi sahen es jedoch anders. Sie waren geradezu wild auf die Textilien, die glitzernden Steine, die Messer, die Klebstoffe, die sie für den Hausbau und kleine Reparaturen benötigten, die Gewürze, die Duftwässer, verschiedene Gemüsesorten und die Getränke, die ihnen angeboten wurden.

Zunächst war mir unverständlich, warum sie ausgerechnet auf dieses Gemüse und die Getränke so scharf waren, dann aber wurde ich mir dessen bewußt, daß die Ussadi Siedler waren auf diesem Planeten. Dies war nicht ihre Heimat. Daher fanden sie vermutlich auch nicht alles, was ihr Metabolismus benötigte. Vielleicht konnten sie gewisse Mangelerscheinungen nur dadurch ausgleichen, daß sie dieses Gemüse verzehrten und sich diese Getränke zuführten?

Ich ließ mich ablenken und merkte nicht, daß die Pailliaren mehrere Geräte um mich herum aufbauten, mit denen sie mich unter die Lupe nahmen. Ich dachte mir nichts dabei, daß sie diese Maschinen bei mir ablegten. Ich glaubte, sie sollten den Ussadi angeboten werden. Dann aber schalteten sie sie plötzlich ein, und ich sah mich von einem bläulichen Flimmern umgeben. Der Pilz auf meiner Schulter blähte sich auf. Ich verspürte heftige Schmerzen, die sich bis zu meinem Herzen hinzogen.

Unwillkürlich schrie ich auf. Meine Finger krallten sich in meine Schulter, und ich blickte den Pilz an, als hänge mein Leben allein von ihm ab.

Ich sah, wie dünne, weiße Fäden aus meiner Schulter hervorkamen, und ich begriff, daß diese wirklich tief in meiner Brust gesteckt hatten. Jetzt zog das Gewächs seine Wurzeln aus mir heraus.

Mir wurde übel. Ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten und sank auf die Knie.

Wie durch einen blauen Schleier sah ich Fiload, Agaquat, den Priester und Midaouk, den Meister der Falle. Die Ussadi beobachteten mich. Das dritte Auge des Anführers schwachte weit über den Schnabel nach vorn, als habe es sich in ein Stielauge verwandelt. Es schien mich böse und voller Verachtung anzustarren.

„Was macht ihr mit mir?“ keuchte ich.

Die Schmerzen in meiner Brust wurden nahezu unerträglich. Ich hörte mich schreien, obwohl ich glaubte, daß ich die Lippen fest aufeinander presste.

Der Priester kam zu mir. Er hob die Hände und redete beschwörend auf mich ein.

Meine Sinne klärten sich.

„Was willst du?“ stammelte ich.

„Den Pilz“, antwortete er, griff nach meiner Schulter, riß das Gewächs ab und stopfte es sich in den Schnabel. Es war so groß, daß er es nicht in einem Stück verschlingen konnte. Ich sah, wie sich der Schnabel mehrmals öffnete und schloß, wie der Pilz darin zermalmt wurde, und wie die langen Wurzelfäden, die an den Seiten herausshingen, nun in den Schnabel gezogen wurden, während der Pilz deutlich sichtbar in dem dünnen Hals des Priesters nach unten rutschte.

„Du hast etwas mit den Gängern des Netzes zu tun“, rief Midaouk.

„Der Pailliare hat es festgestellt“, fügte Agaquat, der Ussadom-Meister, hinzu. Er beugte sich über mich und starre mich durch die Gläser seiner Brille an, als sähe er mich jetzt zum erstenmal.

„Upotovu mag wissen, was das bedeutet“, sagte Fiload. „Es sieht jedoch so aus, als wärst du nicht soviel wert, wie wir gedacht haben.“

Das gab er in einem Tonfall von sich, als sei ich schuld an seiner irrgewissen Annahme - oder vielmehr daran, daß er sich von den Pailliaren täuschen ließ.

Ich richtete mich auf und atmete einige Male tief durch. Allmählich wurde mir besser. Ich fühlte, daß ich frei war. Dieser entsetzliche Pilz war von meiner Schulter verschwunden,

und ich überlegte, wie ich die Gelegenheit zur Flucht nutzen konnte. Doch man ließ mir gar keine Zeit, irgendeinen Plan zu entwickeln. Mehrere Ussadi packten mich und schleiften mich zum Beiboot, obwohl ich mich mit Händen und Füßen dagegen wehrte, mich auf den Boden fallen ließ und um mich schlug. Sie stießen mich in die Schleuse, und hier geriet ich in die Arme eines Roboters, der mich kurzerhand und sehr unsanft ins Innere des Beiboots beförderte.

Ich landete in einem völlig leeren Raum, der etwa einen Meter breit, zwei Meter lang und zweieinhalb Meter hoch war. Frische Luft fauchte durch Öffnungen in der Decke herein.

Ich trommelte mit den Fäusten gegen die Tür, erreichte damit jedoch überhaupt nichts. Schließlich ließ ich mich auf den Boden sinken. Ich zog die Beine an den Körper und stützte den Kopf auf die Knie. In dieser Stellung verharrete ich geraume Zeit, bis sich die Tür schließlich wieder öffnete.

Moosaphent blickte mich mit schillernden Facettenaugen an. Sein halbmondförmiger Mund schien zu grinsen.

„Fiload, dieser Dummkopf, hat keine Ahnung, was für einen wertvollen Fang er mir liefert hat“, erklärte er mit rauer Stimme. „Aber ich weiß, was du wert bist. Wir starten gleich. Die WERPOGAT wartet im Orbit auf uns.“

„Wohin fliegen wir?“ fragte ich.

„Ich gehörte früher zu den Weltraumnomaden in der großen Kalmenzone“, erwiderte er freimütig. „Aus dieser Zeit habe ich noch gute Geschäftsbeziehungen.“

„Du willst in die Kalmenzone fliegen?“ rief ich erschrocken. Unwillkürlich sprang ich auf.

„Genau das habe ich vor“, bestätigte er. „Ich werde dich gegen kostbare Waren eintauschen.“

Die Tür schloß sich wieder, und nur wenige Minuten später startete das Beiboot.

Mir war klar, daß Perry mich nun nicht mehr finden würde. Wie hätte er auch auf den Gedanken kommen sollen, daß ich in die Kalmenzone entführt wurde?

*

Zwei Tage vergingen. Moosaphent brachte mich vom Beiboot auf sein altertümliches Raumschiff WERPOGAT und flog damit in die Kalmenzone ein. Ich erwartete irgendeine sensationelle Wirkung, eine besondere Unruhe an Bord während des Fluges, unangenehme Effekte oder irgend etwas, was darauf hindeutete, daß wir uns in einem Teil des Kosmos bewegten, den ich als nicht normal empfand.

Doch es gab keinerlei äußerliche Anzeichen, die die Kalmenzone für mich spürbar machten. Ich hielt mich in einem kleinen Raum auf, in dem sich lediglich eine Liege, ein Stuhl und ein Tisch befanden. Ich hatte keinerlei Informationen, und es gab keine der für mich gewohnten Bequemlichkeiten.

Ich empfand es als unverschämt, wie sie mich behandelten, und das sagte ich ihnen auch, machte jedoch keinen Eindruck auf sie.

Moosaphent blickte mich nur schweigend an, als ich mich beschwerte, und ich hatte das Gefühl, daß er überhaupt nicht begriff, wovon ich redete.

„Hast du etwa Angst, daß ich weglaufe?“ schrie ich ihn in ohnmächtigem Zorn an. Er reagierte nicht, und ich wandte ihm wütend den Rücken zu. Er blieb noch einige Zeit in meiner Kabine, dann sah er offenbar ein, daß er ebenso wenig mit mir reden konnte wie ich mit ihm, und er verzog sich.

Ich dachte, damit sei vorerst einmal alles erledigt und alles bliebe so, wie es war. Doch ich irrite mich.

Etwa eine Stunde verging, dann wurde es laut im Schiff. Ich hörte Stimmen, die Kommandos erteilten, irgendwelche Dinge wurden hin und her gerückt, ein Stauraum

wurde entladen und ein anderer gefüllt, und robotische Maschinen eilten mit stampfenden Schritten an meiner Kabine vorbei, mal in diese, mal in jene Richtung.

Voller Unruhe lauschte ich an der Tür.

Was war geschehen? Hatten wir unser Ziel schon erreicht? Oder war die WERPOGAT havariert?

Ich war verunsichert, als sich die Tür erneut öffnete. Moosaphent kam herein und starre mich an.

Aber nein!

Es war nicht der Pailliare, der mich gekauft hatte. Es war ein anderer. Er trug eine schreiend bunte Kleidung, die seinen Insektenkörper locker umschloß. Eine flauschige Kappe in Rot und Gelb bedeckte seinen Kopf.

„Hallo, meine Süße“, schrie er mit schriller Stimme. „Ich habe gehört, du bist nicht ganz zufrieden mit dem, was dir an Bord dieses Schiffes geboten wird?“

Ich zögerte. Was wollte dieser Pailliare von mir?

„Was soll der Quatsch?“ fragte ich.

„Oh, warum so wenig liebenswürdig?“ lachte er. „Wollen wir nicht freundlich miteinander umgehen?“

„Warum sollte ich freundlich zu jemandem sein, der mich verschachern will?“ entgegnete ich.

„Aber wer hat das denn vor?“ Er hob in theatralischer Geste die Arme. „Ich werde dich jemandem geben, der zu schätzen weiß, was er an dir hat, und der dich entsprechend behandeln wird.“

„Du bist bescheuert“, sagte ich wütend. „Das einzige, was mich interessiert ist, wie ich zurückkomme. Ich will raus aus diesem Schiff. Ich will nach Hause.“

Er streckte mir eine seiner Scheren entgegen, aber ich hüttete mich, sie zu ergreifen. Ich hatte keine Lust, einen oder mehrere Finger zu verlieren.

„Komm“, forderte er mich auf. „Du sollst deinen Willen haben. Du sollst das Schiff verlassen.“

Für einen Moment fürchtete ich, gar zu respektlos ihm gegenüber gewesen zu sein. Wollte er mich in den Weltraum hinausstoßen?

Aber nein! Dummkopf, beruhigte ich mich. *Du bist ein Geschäft für sie. Töten werden sie dich auf keinen Fall.*

„Ich bin also verkauft worden“, stellte ich ruhig fest. „Richtig?“

Er lachte.

„Du bist ein kluges Kind“, lobte er mich. „Und nun komm. Wir sind lange genug auf der WERPOGAT gewesen.“

Ich sah ein, daß Widerstand nichts an meiner Situation geändert hätte. Ich verließ die Kabine und folgte dem Pailliaren über die Gänge des Raumschiffs zu einem Hangar. Hier stiegen wir unter der Aufsicht einiger anderer Pailliaren in eine kleine Raumfähre, um mit ihr zu einem riesigen Raumschiff überzuwechseln, das einige hundert Kilometer von uns entfernt wartete. Es war in der Dunkelheit kaum auszumachen, und ich konnte mich nur mit Hilfe der Monitorzeichnungen orientieren. Es hatte eine unregelmäßige Form, und ich fand keinen bildlichen Vergleich für dieses Schiff. Es mochte etwa drei Kilometer lang, einen Kilometer breit und etwa zweihundertfünfzig Meter hoch sein.

Als wir an seiner Flanke entlangglitten, sah ich die Schiffswand im Widerschein der aus den Triebwerksschächten schießenden Abgase der Fähre. Ich erschrak, denn was sich da meinen Blicken bot, war alles andere als vertrauenerweckend.

Es ist ein Schrotthaufen, weiter nichts, schoß es mir durch den Kopf.

„Nun?“ fragte der buntgekleidete Pailliare. „Beeindruckt?“

Ich blickte ihn an.

„Muß ich darauf antworten?“

Er lachte. Dann beugte er sich vor und sagte: „Kommandant Torsentof zurück an Bord.“ Torsentof hieß er also.

Ich hatte diesen Namen noch nie gehört. Er sagte mir nichts. Ich vermutete, daß Torsentof einer der Weltraumnomaden war, von denen hin und wieder gesprochen wurde. Von ihnen hieß es, daß sie sich mit ihnen für ungesetzlich erklärten Transitionsschiffen in der großen Kalmenzone von Siom Som tummelten, was besonders dem Krieger Ijarkor seit einiger Zeit mißfiel. Ich erinnerte mich daran, gehört zu haben, daß Ijarkor die Weltraumnomaden von Gorim-Jägern verfolgen und bekämpfen ließ, und ich hoffte, daß die Gorim-Jäger nicht ausgerechnet jetzt angreifen würden, da ich an Bord dieses havarieverdächtigen Raumschiffs war.

Ich hatte Risse in der Schiffswand gesehen. An einigen Stellen hatten sich Metallplatten gelöst. Ich war überzeugt, daß sie beim Start des Schifffes wegfliegen würden.

„Mein Schiff nennt sich die VOLTAR“, erklärte Torsentof mir, als die Fähre in einem Hangar gelandet war und wir ausstiegen. „Das Schiff wirkt nach außen hin baufällig und reparaturbedürftig.“

Er führte mich auf einen Gang hinaus, und wir betraten eine Bandstraße, die uns rasch davontrug.

„Aber das ist sie nicht“, bemerkte ich.

„Nein. Der äußerliche Schein ist mir nicht wichtig. Mir kommt es auf die Technik an, mit der das Schiff ausgerüstet ist. Und da können wir das Beste vorweisen, was es weit und breit gibt.“

Er lachte selbstgefällig und schob sich die Kappe so weit vor, daß sie beinahe seine Augen bedeckte. Er kam mir wie ein Clown vor.

Genau das ist es nicht! erkannte ich. Er ist wie die VOLTAR. Er täuscht etwas vor.

Ich fragte mich, welche Pläne er mit mir verfolgte.

4.

Als Perry Rhodan am Rand von Kijito materialisierte, trug er eine Netzkombination zu seinem Schutz vor gefährlichen Umwelteinflüssen. Die hochentwickelte Ausrüstung des Anzugs sollte ihm darüber hinaus helfen, alle Spuren Eirenes auszuwerten.

Der Helm klappte zurück und faltete sich zusammen, während sich mehrere Ussadi Rhodan näherten und ihm mit Gesten zu verstehen gaben, daß er nichts von ihnen zu befürchten hatte.

„Du bist willkommen“, rief einer der Kijitoner. „Jedes unserer Häuser steht dir zur Verfügung. Du brauchst dir nur eins auszusuchen, und wir werden es dir geben.“

Rhodan war erfahren genug, nicht auf derartige Freundschaftsbekundungen hereinzufallen. Er blieb vorsichtig und sicherte sich mit einem unsichtbaren Prallschirm.

Ein dreiäugiger Ussadi näherte sich ihm und musterte ihn neugierig.

„Ich bin Fiload“, erklärte er. „Der Anführer der Ussadi in dieser Stadt. Du bist nicht der erste Besucher, der zu uns kommt. Dürfen wir annehmen, daß du die junge Frau suchst, die vor dir hier war?“

Rhodan ließ sich täuschen. Er schaltete das Prallfeld ab und trat näher an den Ussadi heran, um sich besser mit ihm verständigen zu können.

Genau zu diesem Zeitpunkt griffen die Ussadi an. Rhodan fühlte einen Einstich an der Wange. Er strich mit den Fingerspitzen über die Wunde, ertastete einen winzigen Pfeil und zog ihn heraus. Dann gaben seine Knie nach, und er sackte zu Boden.

Der Dreiäugige stieß die Arme triumphierend in die Höhe.

„Gut gemacht“, lobte er den Schützen, der nun hinter einem Busch hervortrat. Rhodan sah, daß er ein langes Rohr in den Händen hielt, und er begriff. Er wollte sich wieder

aufrichten, behauptete sich jedoch nicht gegen das Gift in seinen Adern. Er verlor das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, saß er in einem Korbsessel auf einer Terrasse am Fluß. Etwa zwanzig jugendliche Ussadi tollten um ihn herum. Ihm fiel auf, daß sie alle hinkten.

Die Ussadi hatten ihm seine Waffe abgenommen, aber das bekümmerte ihn nicht. Schließlich hatte er noch seine Netzkombination mit ihren vielfältigen Möglichkeiten.

Er verhielt sich daher ruhig. Mehrere Ussadi kamen auf die Terrasse und näherten sich ihm. Einer von ihnen hinkte ebenfalls. Es war der Ussadi, der als einziger drei Augen hatte. Rhodan wußte, daß er hätte aufstehen können, doch er blieb sitzen. Mit keiner Geste gab er zu verstehen, daß er nicht mehr unter dem Einfluß des Giftes stand, das man ihm mit dem Pfeil injiziert hatte. Er war sicher, daß der Zellaktivator es neutralisiert hatte.

„Er hat die Augen offen“, rief der dreiaugige Fiload. Er stellte Rhodan seine Begleiter vor. Einer von ihnen war der Schamane. Er tastete Rhodans Wange ab und suchte die Wunde, die der Pfeil hinterlassen hatte, und er tat so, als habe er sie gefunden. Hektisch gestikulierte er vor dem Gesicht des Terraners, wobei er behauptete, Reaktionstests durchzuführen und an den Augen Rhodans sehen zu können, daß dieser noch durch das Gift paralysiert sei.

„Ausgezeichnet“, lobte der Anführer der Ussadi und stellte Agaquat als Ussadom-Meister, den Priester und schließlich Midaouk, den Meister der Falle, vor.

Rhodan tat, als sei er nicht daran interessiert, irgend etwas über diese Männer zu erfahren. Tatsächlich beobachtete er sie genau, und schon jetzt erfaßte er mit seinem analytischen Verstand, daß vor allem der Priester und Ussadom eigenwillige Persönlichkeiten waren, die sich nicht unbedingt im Gleichklang mit Fiload befanden.

„Ich begrüße dich“, sagte Fiload. „Wie geht es dir?“

„Du hast von einer jungen Frau gesprochen, die hier war“, erwiederte Rhodan. „Wo ist sie?“

„Später“, winkte der Anführer der Ussadi ab. „Davon später.“

Rhodan ließ sich seine Erregung nicht anmerken. Endlich hatte er eine konkrete Spur von Irene gefunden. Seit vielen Tagen suchte er sie, ohne irgendwo einen Hinweis auf sie gefunden zu haben. Nun sah er sich jemandem gegenüber, der sie gesehen hatte. Er wußte jedoch, daß es sinnlos war, allzu sehr darauf zu dringen, daß Fiload etwas über Irene und ihren Verbleib sagte. Offensichtlich wollte der Anführer der Ussadi sich noch nicht äußern. Er wollte ihn seine Macht spüren lassen.

Mit hoch erhobenem Kopf stolzierte Fiload vor dem Netzgänger auf und ab, wobei er den Kopf mal zur einen, mal zur anderen Seite neigte und dabei sein drittes Auge über den Schnabel hinwegkippen ließ. Hin und wieder blieb er stehen, wenn das dritte Auge auf Rhodan gerichtet war.

Der Terraner blieb kühl und beherrscht. Er beobachtete Fiload genau, und er kam bald zu dem Schluß, daß das dritte Auge blind war. Er erkannte, daß der Anführer der Ussadi es als Besonderheit ausspielte, und bald darauf erklärte Fiload auch, daß ihm dieses Auge von der guten Gottheit Wema als äußerliches Zeichen seiner Überlegenheit über alle anderen Ussadi verliehen worden sei.

Er redete auf Rhodan ein, schilderte seinen Werdegang und seine Position als Anführer von Kijito, und er strich immer wieder heraus, wie wichtig er war, und welche Verdienste er um sein Volk erworben hatte. Er verhielt sich wie jemand, der wohl etwas geleistet hat, dem man jedoch die entsprechende Anerkennung dafür verweigert, und der nach einem Kompliment hungert.

Der Priester, der Schamane, der Meister der Falle und der Ussadom-Meister standen an der Brüstung der Terrasse und blickten ins Leere. Sie schienen die Worte Filoads nicht zu hören.

Rhodan hatte sich mittlerweile recht eingehend mit den Somern befaßt, und die Welt Som-Ussad war ihm nicht unbekannt. Für ihn als humanoides Wesen war es schwer, die Körpersprache der Som-Ussadi zu verstehen. Es gab jedoch eine Reihe von Gesten, die ihm als geschulten Beobachter nicht entgingen. So merkte er schon bald, daß das Gerede Filoads den Unwillen des Priesters und des Ussadom-Meisters erregten, während der Meister der Falle und der Schamane es kritiklos hinnahmen. Er war bald davon überzeugt, daß diese beiden vorbehaltlos hinter dem Anführer der Ussadi standen, während sich bei Agaquat und dem Priester Widerstand regte.

Fiload stellte ihm einige Fragen, aber er antwortete nicht. Schweigend blickte er auf den Fluß hinaus. Er schien sich nur für die riesigen Raubfische zu interessieren, deren Rückenflossen die Fluten durchschnitten.

Schließlich sah Fiload ein, daß er nicht auf die erhoffte Resonanz stoßen würde, und er stieg mit seinen Begleitern den Turm am Rand der Terrasse hinauf. Rhodan blieb im Sessel, und die Kinder des Anführers tollten hinkend um ihn herum. Sie zerrten an seinen Füßen und seinen Händen, doch er ging nicht auf ihr Spiel ein. Er tat, als stünde er nach wie vor unter dem Einfluß des Giftes.

Etwa eine Stunde verstrich, dann kehrten Fiload und die anderen zu ihm zurück. Der Schamane schnitt seine Kombination über der linken Schulter auf und setzte ihm einen grauen Pilz auf die nackte Haut. Obwohl Rhodan fühlte, wie sich die Wurzeln wie dünne Nadeln durch seine Haut bohrten, versuchte er nicht, das Gewächs abzuwehren. Mit stoischer Ruhe verharnte er im Sessel und vertraute auf die Wirkung des Zellschwingungsaktivators.

Der Schamane blickte ihn mit schwarz glänzenden Augen an.

„Was ist los?“ fragte Filoah.

Der Anführer der Ussadi blieb dicht bei Rhodan stehen. Er hatte eine starke, unangenehme Körperausdünstung.

„Ich weiß nicht“, erwiderte der Schamane. „Sieh dir den Pilz an.“

Das Gewächs kippte zur Seite und rutschte von der Schulter Rhodans.

„Er haftet nicht“, fuhr der Schamane fort. „Ich weiß nicht, warum. So etwas ist eigentlich unmöglich.“

Er warf den Pilz in den Fluß.

„Besorge einen anderen“, befahl Fiload. „Er muß den Pilz haben, damit er uns wirklich sicher ist.“

Er eilte hinkend davon, und der Schamane und der Meister der Falle folgten ihm.

„So etwas habe ich geahnt“, sagte der Priester.

„Er kann noch viele Pilze nehmen, sie werden alle nicht haften“, ergänzte der Ussadom-Meister Agaquat.

„Ganz sicher nicht“, sagte Rhodan.

Die beiden Ussadi blickten ihn überrascht an.

„Mit uns redest du?“ fragte der Priester. „Bei Fiload hast du kein Wort von dir gegeben.“

„Wozu auch?“ entgegnete der Unsterbliche. „Ich habe mich noch nie mit Verlorenen abgegeben.“

„Du nennst Fiload einen Verlorenen?“ stieß Agaquat verblüfft hervor.

„Wieso?“ forschte der Priester.

„Muß ich es euch wirklich erklären?“ Rhodan lächelte. „Ihr wißt doch ebenso wie ich, daß ihr beide ihn schon bald ablösen werdet.“

Die beiden Ussadi wichen erschrocken vor ihm zurück, und es schien, als sei es ein Fehler gewesen, so offen mit ihnen zu reden. Doch Rhodan wußte, was er tat.

„Ich bin nur an der jungen Frau interessiert, die hier bei euch war“, sagte er. „Und daran, daß diejenigen bestraft werden, die verantwortlich sind für das, was mit ihr geschehen ist.“

„Woher weißt du, daß nicht wir das sind?“ fragte der Priester.

„Das liegt auf der Hand“, entgegnete der Terraner, ohne weitere Erläuterungen anzufügen. Doch die beiden Ussadi begriffen auch so, daß er sie durchschaut hatte. Sie verharnten zögernd einige Sekunden bei ihm, verständigten sich dann mit einem kurzen Blick und hasteten davon. Es schien, als seien sie erschrocken über ihren eigenen Mut, mit dem sie den Plan entwickelt hatten, gegen Fiload zu rebellieren.

Doch Rhodan hatte sie richtig eingeschätzt.

Es war bereits nach Mitternacht, als die beiden erneut auf der Terrasse erschienen. Er saß nach wie vor in dem Korbsessel und tat, als könne er sich nicht bewegen. Fiload hatte sich mit seiner Familie in das Haus zum Schlafen zurückgezogen, und niemand hielt es für nötig, Rhodan zu bewachen.

„Wir sind es“, wisperte der Priester. „Wir müssen mit dir reden.“

„Aber nicht hier“, fügte Agaquat ebenso leise hinzu. „Wir haben ein Gegengift mitgebracht. Es wird dafür sorgen, daß du aufstehen kannst.“

„Nicht nötig“, wehrte der Terraner ab. „Ich bin schon lange frei.“

Er hob die Arme, stand jedoch noch nicht auf, um die beiden Ussadi nicht mehr als nötig zu erschrecken.

Der Ussadom-Meister wich hastig zwei Schritte zurück, der Priester aber blieb neben ihm stehen.

„Siehst du?“ zischte er Agaquat mit sichtlicher Befriedigung zu. „Es ist genauso, wie ich dir gesagt habe. Er ist uns allen überlegen.“

Rhodan fühlte sich wie von einer großen Last befreit. Seit dem 30. 9. 445 NGZ hatte er Eirene gesucht, ohne das geringste Lebenszeichen von ihr zu finden. Jetzt wußte er zumindest, daß sie lebte. Als der KLOTZ in der Nähe von DORIFER erschienen war, hatten psionische Energiewirbel sie gepackt und an dieses Ende der Präferenzstränge geschleudert. Sie war - ähnlich wie er - am Rand dieser Stadt erschienen und von den Ussadi überwältigt worden. Doch sie hatte sich nicht aus der Falle befreien können, und dann war sie zur Handelswaren geworden.

Rhodan hatte das Geschehen in Kijito verfolgt, und ihm war klar geworden, daß die Som-Ussadi dieser Siedlung von dem Strandgut lebten, das hin und wieder aus dem psionischen Netz fiel. Niemand brauchte ihm zu sagen, daß Eirene als solches Strandgut verkauft worden war. Das lag auf der Hand.

Jetzt kam es Rhodan darauf an, Eirene zu folgen. Er war sicher, daß ihn sein Weg in die große Kalmenzone führen würde, und er wollte die Voraussetzungen dafür schaffen, die er brauchte, um auch darin nach seinem freien Willen operieren zu können.

Dazu benötigte er Helfer.

Hatte er sie in dem Priester und dem Ussadom-Meister bereits gefunden?

Es schien so.

Der Priester bat ihn, aufzustehen und mit ihm zu kommen. Er führte Rhodan von der Terrasse zu einer kleinen Halbinsel, die in den Fluß ragte. Dort berichtete er ihm unaufgefordert, wie Eirene in Kijito erschienen und von Fiload überwältigt worden war. Und während Agaquat in der Nähe Wache hielt, erzählte er ihm auch alles weitere, was sich danach ereignet hatte.

„Wie du siehst, wollten wir schon zusammen mit ihr gegen Fiload kämpfen und seine Macht brechen. Der Strandguthändler kam uns zuvor, sonst wäre jetzt alles ganz anders gewesen, und du hättest sie mitnehmen können“, schloß er.

Rhodan äußerte sich nicht dazu. Er wußte sehr wohl, daß die Ussadi Eirene auch dann wegen des Gewinns verkauft hätten, wenn sie dem Priester und Agaquat beim Sturz Filoads geholfen hätte.

„Wann wird wieder ein Strandguthändler nach Kijito kommen?“ fragte Rhodan.

„Schon in zwei oder drei Tagen“, antwortete der Ussadi. „Das ist die Chance für dich, der jungen Frau zu folgen und ihr zu helfen.“

Und eine gute Gelegenheit für euch, mich gleich wieder loszuwerden, dachte der Terraner.

„Ich brauche meine Waffe“, sagte er. „Damit kann ich Fiload und seine Freunde kampfunfähig machen, ohne sie zu töten.“

„Du kannst sie betäuben?“ forschte der Priester. „Kannst du es so einrichten, daß sie keinen Schmerz empfinden?“

„Das ist kein Problem.“

„Dann warte hier.“

Er eilte lautlos davon. Wenig später kam Agaquat leise heran. Rhodan erkannte ihn an der Brille, die trotz der Dunkelheit zu sehen war.

„Ich bin es“, flüsterte der Ussadom-Meister. „Der Priester bat mich, bei dir zu bleiben, weil ich dich beim ersten Anzeichen einer Gefahr sofort wieder auf die Terrasse schicken kann. Du würdest die Geräusche nicht richtig deuten, die eine Gefahr ankündigen.“

Rhodan lehnte sich gegen einen Baum. Er forderte den Ussadom-Meister auf, ihm etwas über seine Aufgaben zu erzählen. Agaquat kam dieser Aufforderung gern nach. Er unterrichtete ihn darüber, wie er das Strandgut für den Tausch und den Verkauf an die Händler von den Sternen oder die Händler von anderen Ussadi-Stämmen vorbereitete, die nicht das Glück hatten, mit derartigen Gütern gesegnet zu werden.

Er hatte seinen Bericht gerade abgeschlossen und erschöpfend Auskunft gegeben, als der Priester mit der Kombinationswaffe Rhodans zurückkehrte.

„Wann können wir losschlagen?“ fragte er.

„Von mir aus sofort“, erwiederte der Unsterbliche.

„Ausgezeichnet“, freute sich der Priester. „Wir müssen Fiload und seine Familie, den Schamanen und vor allem Midaouk, den Meister der Falle, ausschalten. Nur wenn wir das getan haben, können wir sicher sein, daß wir nicht in den Fluß geworfen werden.“

Rhodan erinnerte sich an die riesigen Fische, die er im Fluß beobachtet hatte, und er konnte sich denken, was diese Formulierung bedeutete.

„Dann wollen wir keine Zeit verlieren“, sagte er. „Wer ist der Gefährlichste von allen?“

„Midaouk“, antworteten die beiden Ussadi, ohne zu zögern. „Er ist ein grausamer Mörder, der uns sofort töten wird, wenn wir ihm die Gelegenheit dazu geben.“

„Dann fangen wir bei ihm an. Führt mich zu ihm.“

Der Priester ergriff seine Hand und ging mit ihm mitten durch die Stadt bis zu einem größeren Bau in der Nachbarschaft des Wema-Doms. Agaquat folgte ihnen lautlos. Er legte Rhodan eine Hand auf die Schulter, als sie die Baumhütte erreicht hatten.

„Hier ist es“, wisperete er und zeigte zu dem Bau hinauf, der auf dem abgesägten Stamm errichtet worden war. Rhodan richtete die Waffe auf das Haus, nachdem er sie auf Paralysewirkung geschaltet hatte, und löste sie aus.

„Für einige Stunden können sie sich nicht bewegen“, erklärte er ihm dann. „Ihr könnt euch ihnen gefahrlos nähern.“

Sie kletterten die Leiter hinauf und verschwanden in der Hütte. Wenig später kehrten sie mit dem paralysierten Meister der Falle zurück. Mit wenigen Griffen öffnete Agaquat ein Loch im Boden unter dem Baum, und die beiden Ussadi schoben Midaouk hinein. Rhodan hörte, wie der Körper des Mannes aufprallte. Rasch schlossen die beiden Männer das Loch wieder.

„Midaouk liegt sicher da unten“, flüsterte der Priester. „Auch wenn die Lähmung nachläßt, wird er es nicht wagen, sich zu bewegen, weil er sonst in einem Tunnel bis ins Wasser rutscht. Und was ihm dort passiert, das braucht ihm niemand zu sagen. Er selbst hat Hunderte seiner Feinde auf diesem Weg in den sicheren Tod befördert.“

Der Schamane wurde auf die gleiche Weise überwältigt und im Boden versenkt, während seine Familie und einige seiner Helfer paralysiert im Baumhaus zurückblieben.

Als sich Rhodan und die beiden Ussadi danach dem Haus Filoads näherten, wurde es bereits hell. Der Anführer der Ussadi kam gähnend auf die Terrasse heraus. Verblüfft blieb er stehen, als er sah, daß der Sessel leer war. Er fuhr herum und eilte zum Turm, um Alarm zu schlagen, lief hier jedoch dem Priester und dem Ussadom-Meister in die Arme. Paralysestrahlen fällten ihn.

Die beiden Rebellen nahmen ihn auf und trugen ihn ins Haus, nachdem der Terraner die Frauen und Kinder darin gelähmt hatte. Sie blieben überraschend lange darin. Rhodan wurde bereits unruhig. Er fürchtete, daß es Komplikationen gegeben hatte, und er wollte im Haus nachsehen, als die beiden Männer wieder nach draußen kamen. Agaquat hielt etwas in den Händen. Er eilte damit zur Brüstung der Terrasse und schleuderte es weit in den Fluß hinaus.

Der Unsterbliche stellte keine Fragen. Er ahnte, was die beiden Ussadi Fiload weggenommen hatten, um seinen Machtanspruch ein für allemal auszuschließen.

Der Tag erwachte, und die Ussadi kamen aus ihren Hütten hervor. Der Priester trommelte mit Holzschlegeln auf der Brüstung der Terrasse herum, und die Bewohner von Kijito strömten am Fluß zusammen. Er informierte sie darüber, daß Fiload und seine Freunde gestürzt worden waren, und daß er und Agaquat von nun an die neuen Anführer von Kijito seien. Sie nahmen es ohne große Aufregung auf. Einige Männer applaudierten, als sie hörten, daß Fiload nie wieder die Macht über die Stadt ergreifen werde. Danach wandten sich die Ussadi wieder ihrem Alltag zu.

Rhodan spürte, daß der Ussadom-Meister und der Priester ihm mißtrauten, und daß sie es begrüßt hätten, wenn er ihnen die Waffe gegeben hätte, doch er trennte sich nicht von ihr.

„Wenn der Strandguthändler kommt, seid ihr mich los“, betonte er. „Wichtig ist für mich allein, daß ich dorthin komme, wo die junge Frau nun ist.“

Sie beteuerten wortreich, daß das ganz gewiß der Fall sei, und dabei wurde deutlich, daß sie überhaupt nichts wußten.

Einige Stunden später kam Fiload aus der Hütte hervor. Er bedeckte das Gesicht mit seinen Armen, schritt schwankend an Rhodan vorbei zum Fluß hinunter und verließ die Stadt in westlicher Richtung. Seine Familie folgte ihm wenig später. Auch sie war offenbar entschlossen, sich nie wieder in Kijito blicken zu lassen.

Kurz darauf trieb eine Horde von Männern den Schamanen, den Meister der Falle und deren Familien aus der Stadt.

Rhodan blieb unbeteiligt. Er hatte getan, was er konnte, um die Weichen zu stellen. Alles weitere ging ihn nichts an. Der Aufstand war unblutig verlaufen. Das genügte ihm.

Was nun geschah, interessierte ihn nicht.

Agaquat kam zu ihm auf die Terrasse und setzte sich in einen Sessel neben ihn.

„Der Händler wird bald kommen“, eröffnete er ihm. „Wirst du zu ihm an Bord gehen?“

„Das habe ich vor“, beruhigte der Terraner ihn. „Ihr werdet mich als einen Gefangenen vorstellen und verkaufen.“

„Genau das haben wir vor“, erklärte der Ussadom-Meister. „Wenn du willst, verstecken wir die Waffe unter den Gütern, die wir ganz sicher verkaufen können. Dann allerdings liegt es bei dir, ob du später an Bord an die Waffe herankommst, und ob es dir gelingt, der Besatzung deinen Willen aufzuzwingen.“

„Danke“, erwiderte Rhodan. Ihm brauchte niemand zu sagen, daß er das Risiko bei diesem Unternehmen ganz allein trug.

5.

Perpetran, der Kommandant des Raumschiffes VRIGGON, war ebenfalls ein Pailliare. Er trug eine leuchtend gelbe Kleidung, als er das Beiboot verließ, mit dem er die Upotovu-

Senke zerstört hatte. Zwei weitere Pailliaren begleiteten ihn und übernahmen den eigentlichen Handel mit den Ussadi.

Rhodan stand gefesselt und scheinbar völlig teilnahmslos mitten zwischen den Strandgütern, die die Stadt Kijito anzubieten hatte. Er wurde schließlich zusammen mit einigen kleinen Dingen zu einem verhältnismäßig niedrigen Preis verkauft. Die Pailliaren schienen zu spüren, daß die Ussadi ihn auf jeden Fall losschlagen wollten, und sie zeigten wenig Interesse an ihm, bis man sich über den Preis geeinigt hatte. Dann allerdings schien sie den Wert des Terraners erheblich höher einzuschätzen.

Der Unsterbliche unternahm nichts, bis er an Bord der VRIGGON war, einem relativ kleinen Raumschiff, das nur etwa hundertfünzig Meter lang war. Es hatte die Form einer gedrungenen Flasche mit unverhältnismäßig kurzem Hals.

An Bord sperrten die Pailliaren ihn in einen komfortabel eingerichteten Raum, in dem sogar einige blühende Topfpflanzen standen. Die Tür hatte sich kaum hinter Rhodan geschlossen, als verschiedene Geräusche anzeigen, daß die VRIGGON den Orbit um Som-Ussad verließ und beschleunigte.

Rhodan wußte, daß sich die Aufmerksamkeit der Besatzung jetzt vornehmlich auf das Schiff und die Navigation richtete. Er war sicher, daß ihn niemand beobachtete. Kurzentschlossen holte er einen Mikrodesintegrator aus einem Versteck in seinem Stiefel hervor und zerschnitt das Schloß der Tür damit. Danach war das Gerät wertlos, und er warf es weg. Er kam auf einen Gang hinaus, von dem verschiedene Schritte abzweigten. Er brauchte kaum eine Minute, bis er den Lagerraum gefunden hatte, in dem seine Mehrzweckwaffe lag. Danach verstrichen noch etwa zwei Minuten, bis er die Hauptleitzentrale erreicht hatte, in der sieben Pailliaren an den verschiedenen Steuergeräten des Raumschiffs arbeiteten.

„Tut mir leid“, sagte Rhodan. „Ich benötige das Schiff.“

Er paralysierte die insektoiden Wesen und schleppete sie dann in einen benachbarten Raum, um sie hier einzusperren. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß die VRIGGON sich auf dem Kurs in die große Kalmenzone befand, durchsuchte er das Raumschiff nach weiteren Besatzungsmitgliedern. Er stieß im Triebwerksbereich auf zwei Somer und fünf Pailliaren, die er mühelos überrumpelte und ausschaltete. Er sperrte auch sie ein.

„Für die nächsten Stunden habe ich Ruhe“, stellte er dann befriedigt fest. Keiner der Gelähmten würde vorher bewegungsfähig sein.

Er kehrte in die Hauptleitzentrale zurück. Die VRIGGON befand sich immer noch in der Beschleunigungsphase. Als Ziel ermittelte er den Planeten Pailliar, tief in der Kalmenzone.

Da er nichts davon hielt, einen oder mehrere der Gefangenen aus der Paralyse zu befreien und dann zu verhören, setzte er sich an den Bildschirm und forstete die Kommunikationssysteme der VRIGGON durch. Er war ziemlich sicher, daß die Strandguthändler miteinander in Verbindung standen und Informationen untereinander austauschten. Daher hoffte er, irgend etwas über Eirene erfahren zu können. Tatsächlich fand er, nachdem er fast zwei Stunden gesucht hatte, eine Notiz über seine Tochter.

Er erfuhr, daß Eirene von dem pailliarischen Strandguthändler Moosaphent auf Som-Ussad gekauft und von ihm an den ebenfalls pailliarischen Weltraumnomaden Torsentof weiterverkauft worden war. In der Notiz hieß es weiterhin, daß Eirene dann „mit hoher Wahrscheinlichkeit“ nach Pailliar gebracht worden war. Dort verlor sich ihre Spur.

Rhodan übermittelte an den nächsten Informationsknoten der Netzgänger, was er über Eirenes Schicksal erfahren hatte, dann beschleunigte er die VRIGGON weiter, bis er eine Transition einleiten konnte.

Danach holte Rhodan nach, worauf er in den vergangenen Tagen allzu sehr hatte verzichten müssen. Er legte sich hin und schlief einige Stunden.

Erfreut und erholt machte er sich dann daran, ein Programm für die VRIGGON auszuarbeiten, das ihn zunächst nach Pailliar führte. Dort sollte das Raumschiff den Flug soweit verlangsamen, daß er es mit einem Beiboot verlassen konnte. Anschließend sollte es wieder beschleunigen und aus dem Zahtora-System nach Som-Ussad zurückkehren, um dann in unmittelbarer Nähe von Kijito zu landen. Dort würden die Som-Ussadi dann Gelegenheit haben, das Raumschiff zu übernehmen.

Rhodan brachte die paralysierte Besatzung an Bord des Beiboots, um sie mit nach Pailliar zu nehmen. Er wollte nicht, daß es zu Kämpfen zwischen ihr und den Ussadi kam, wenn die VRIGGON bei Kijito landete.

Da das Raumschiff sich nicht im allerbesten Zustand befand, waren einige Reparaturen im positronischen System vonnöten, bis das Programm stand und Rhodan sicher sein konnte, daß alles nach Plan verlaufen würde.

Nun brachte er die paralysierte Besatzung in das Beiboot und sicherte sie dort, so daß es keine unangenehme Überraschung für ihn geben konnte. Dann legte er sich erneut hin und schloß noch einige Stunden, um möglichst frisch auf Pailliar anzukommen.

Doch so schnell wie er glaubte, ging es nicht. Die VRIGGON hatte ihre Tücken. Das Triebwerk fiel einige Male aus, und er mußte mehrere Reparaturen ausführen. Diese hatten wiederum zur Folge, daß er das Computerprogramm überarbeiten mußte.

Er wurde ungeduldig, denn er spürte, daß die Zeit drängte. Eirene war aller Voraussicht nach auf Pailliar. Aber wie lange würde sie dort bleiben? Was hatte man dort mit ihr vor? Weshalb sahen die Strandguthändler sie als so wertvoll an?

Fragen, auf die er keine Antwort wußte.

Pailliar war der zweite von insgesamt vier Planeten der Sonne Zahtora. Der Planet hatte einen Durchmesser von 11.700 Kilometern und umlief seine Sonne auf einer Bahn mit einem Radius von nahezu genau einer Astronomischen Einheit.

Rhodan erhielt diese Informationen von der Positronik der VRIGGON. Von ihr erfuhr er auch, daß Pailliar viele große Ozeane hatte, und daß Zentrum des kulturellen Lebens der Kontinent Starnom war, der sich zu annähernd gleichen Teilen nördlich und südlich des Äquators erstreckte. An der Nordküste des Kontinents, an einer breiten, nach Norden geöffneten Bucht, lag die Hauptstadt Pailkad. In einer Ebene, die tief in die südlich von Pailkad gelegenen Berge einschnitt, stand das Terraner-Tor.

Die Stadt Pailkad, bei der mehrere Flüsse ins Meer mündeten, war uralt. Ihre Geschichte reichte bis weit in die Vergangenheit des Planeten. Die Hauptstadt war zugleich auch Regierungssitz der Pailliaren, denen die tatsächlichen Herrscher, die Somer, eine gewisse Souveränität zubilligten. Nach den Informationen der Positronik war dies jedoch kaum mehr als eine Scheinsouveränität, zumal die Somer dafür sorgten, daß alles, was den Gesetzen des Kriegerkodex zuwiderlief, konsequent unterdrückt wurde. Es gab eine Geheimpolizei, die sich unter dem Decknamen Staatlicher Informationsdienst verbarg, und die dafür sorgte, daß auf Pailliar alles kodexgemäß verlief.

Südlich der Berge, die sich in weitem Halbkreis um die Bucht von Pailkad zogen, lag eine weite, fruchtbare Ebene, auf der Ackerbau und Viehzucht betrieben wurde. Diese Ebene nahm sich Rhodan als Zielgebiet für seine Landung mit dem Beiboot vor. Er hoffte, dort für eine Weile untertauchen, um dann später heimlich in die Hauptstadt eindringen zu können.

Da ein Teleport-Netz den Planeten umspannte, bereitete der Unsterbliche sich entsprechend vor. Er suchte sich aus den Handelsgütern an Bord der VRIGGON eine Reihe von relativ wertvollen und leicht zu transportierenden Dingen aus, die er als Tauschgüter verwenden konnte. Damit wollte er sich so rasch wie möglich einen Teleportgürtel besorgen.

Einige Stunden später war es soweit. Die VRIGGON raste in das Zahtora-System und näherte sich Pailliar. Rhodan klinkte sich mit dem Beiboot aus. Die Monitorsysteme

verrieten ihm, daß er Alarm auf dem zweiten Planeten und bei verschiedenen Wachstationen ausgelöst hatte. Es berührte ihn nicht weiter. Er hatte es nicht anders erwartet.

Während die VRIGGON den Planeten passierte und dann wieder beschleunigte, stieß er blitzschnell mit dem Beiboot in die Atmosphäre von Pailliar vor, landete in der Ebene südlich der Hauptstadt, stieg aus und rannte davon. Das Beiboot startete wieder und verließ den Planeten mit hoher Beschleunigung.

Rhodan ließ sich am Rand eines kleinen Waldes auf einen umgestürzten Baumstamm sinken und blickte dem Beiboot nach, bis es in den Wolken verschwunden war. Die Besatzung würde sich irgendwann in den nächsten Stunden aus der Paralyse lösen. Sie würde dann einige weitere Stunden benötigen, um nach Pailliar zurückzukehren. Bis dahin mußte er dieses Gebiet verlassen haben und untergetaucht sein.

Mit Hilfe des Antigravs der Netzkombination glitt Rhodan bis in eine Höhe von etwa zwei Metern und schwebte dann in den Wald hinein, wobei er sich bemühte, in der Deckung von Büschen und Bäumen zu bleiben. Er ließ sich jedoch schon bald wieder auf den Boden sinken, da er hörte, daß sich ihm Flugmaschinen näherten. Leise pfeifend jagten sie heran. Er verbarg sich unter einem positronischen Schirm, der ihn davor bewahrte, mit Individualtastern angepeilt zu werden.

Sobald die Maschinen an ihm vorbei waren, eilte er weiter. Als er durch eine Schneise auf die Ebene hinaussehen konnte, bemerkte er, daß Hunderte von Robotern über der Gegend aufstiegen, in der sich das Terraner-Tor befinden mußte. Er konnte es nicht sehen, weil sich eine Bergkette davor erhob, deren höchste Gipfel zudem noch von Wolken verhüllt wurden.

„Das könnte knapp werden“, sagte er, ohne sich jedoch tatsächlich Sorgen zu machen. Er schaltete den Antigrav erneut ein und beschleunigte scharf. Eine Sicherheitsautomatik sorgte dafür, daß er nicht mit den Bäumen zusammenprallen konnte.

Als er eine Anhöhe erreichte, landete er und schaltete das Transportgerät aus. Bisher hatte er sich in westlicher Richtung bewegt, da er davon ausging, daß der Informationsdienst und die Roboter ihn vornehmlich nördlich von seinem Landepunkt suchen würden, denn im Norden lag die Hauptstadt.

Er lief zu Fuß weiter, wobei er in Kauf nahm, daß man seine Spuren mit Hilfe von Infrarotgeräten aufspüren konnte, wechselte dann wieder zum Antigrav über, dessen Energieausschüttung geortet werden konnte, und schwamm schließlich auf einem Luftkissen einen Fluß hinunter, froh, nun endlich ein Transportmittel benutzen zu können, das keine Spuren hinterließ. Er kam rasch voran und glaubte bereits, einen ausreichenden Vorsprung erreicht zu haben, als plötzlich ein Netz aus den Fluten hochschoß und sich über ihn warf.

Bevor er sich versah, schnürte das Netz ihn ein, und eine laut ratternde Maschine zog ihn zum Ufer hin, wo zwei graugrüne Pailliaren kauerten und ihn mit glitzernden Facettenaugen anstarnten. Sie schienen ebenso überrascht zu sein wie er.

Perry Rhodan bemühte sich vergeblich, sich aus dem Netz zu befreien. Es gelang ihm noch nicht einmal, zum Paralysator zu greifen. Hilflos fiel er ins Gras und konnte nichts tun, als die insektoiden Wesen sich über ihn beugten.

„Was für ein seltsamer Fang“, sagte einer von ihnen. Er hatte zwei schwarze Streifen an der Seite seines Kopfes und trug derbes Zeug, wie es bei der Arbeit in der freien Natur wohl angebracht sein mochte.

„Wir werden ihn kaum verkaufen können“, bemerkte der andere. Er hatte eine tiefe, heisere Stimme und kleidete sich auf die gleiche Weise. Beide Männer sprachen einen Dialekt, der für Rhodan nur schwer zu verstehen war.

„Wer sagt denn das? Der Bursche ist vor irgend jemandem ausgerissen. Er wird gesucht. Könnte sein, daß die Somer einen hohen Preis für ihn bezahlen.“

„Von den Somern würdest du kein Geld annehmen. Das weiß ich genau.“

„Und du auch nicht.“

„Richtig.“

„Dann laßt mich endlich frei“, bat der Terraner. „Oder wollt ihr warten, bis eines von den Vogelwesen oder einer der Roboter hier ist?“

„Könnte ein Fisch sein, der beißt“, knurrte einer der Pailliaren.

„Warum sollte ich?“ fragte Rhodan. „Glaubt ihr, ich laufe vor denen weg, weil es meine Freunde sind?“

„Hört sich vernünftig an“, murmelte der andere und öffnete mit einem geschickten Griff das Netz. Rhodan rollte heraus und richtete sich auf.

„Danke“, sagte er. „Vielleicht sollten wir uns überlegen, ob wir uns irgendwo verstecken können, damit man uns nicht zusammen sieht.“

„Warum bist du hier?“ fragte der Pailliare, der die dunklen Streifen hatte.

Rhodan hüttete sich, die Wahrheit zu sagen. Er wußte zu wenig über die Mentalität der Pailliaren in dieser Region. Ihnen zu sagen, daß er auf der Suche nach seiner entführten Tochter war, konnte ein schwerer Fehler sein. Bei vielen Völkern waren Töchter nicht besonders hoch angesehen. Söhne wurden allemal bevorzugt, und sie besaßen in den meisten Fällen erheblich mehr Rechte.

Welche gesellschaftliche Stellung besaß eine Tochter bei diesen Pailliaren? Würden diese Fischer ihn verstehen, wenn er verriet, weshalb er ein so hohes Wagnis einging? Oder würden sie ihn schlicht für geistesgestört halten?

Rhodan war in seinem Leben vielen Völkern begegnet, bei denen niemand auch nur einen Finger krümmen würde, um eine Tochter zu retten, bei denen jeder aber bedenkenlos sein Leben opfern würde, um das Leben eines Sohnes zu sichern. Bei den wenigsten Völkern wurden die Töchter als wertvoller eingestuft.

Wie war es hier?

Das muß ich nicht unbedingt sofort herausfinden, dachte er und antwortete ausweichend: „Weil mir nicht gefällt, daß die Somer anderen Völkern die Freiheit nehmen - und weil ich das den Somern allzu deutlich gesagt habe.“

Die beiden Pailliaren zogen ihn eilig zur Seite und hasteten mit ihm auf dem Flußufer entlang zu einigen Felsen hinüber, die bis in eine Höhe von etwa fünfzig Metern aufragten. Hier schoben sie ihn in einen Felsspalt. Dann rannten sie einige Male zwischen ihm und dem Netz hin und her, um seine Spuren mit ihren eigenen zu überdecken. Schließlich zerrten sie das Netz am Fluß entlang und legten es in seiner Nähe in die Strömung. Kaum waren sie damit fertig, als fünf kugelförmige Roboter heranschwebten, einige Minuten über ihnen verharnten und dann wortlos davonflogen.

„Damit ist es noch nicht getan“, rief einer der beiden Fischer. „Es können noch mehr Maschinen kommen. Du mußt im Versteck bleiben.“

Sie behielten recht. Bald darauf kamen weitere Roboter heran. Ihnen folgten drei Antigravgleiter, die mit Somern besetzt waren. Sie suchten das Ufer ab, und einer der Gleiter landete schließlich. Die Somer fielen brutal über die Pailliaren her, versetzten ihnen Schläge mit einer Elektropeitsche und verhörten sie danach. Dabei gingen sie so rücksichtslos und hart vor, daß Rhodan kurz davor war, sein Versteck zu verlassen und sich zu stellen. Doch da brachen die Somer das Verhör ab, warfen die geschundenen Fischer ins Gras, nachdem sie kein Wort aus ihnen hervorgebracht hatten, und flogen mit ihrem Antigravgleiter davon.

*

„Das ist genau der Weg, auf dem sie nichts von uns erfahren werden“, erklärte der Fischer mit der rauen Stimme. Er nannte sich Tapo. Der Name des anderen war Krix.

„Gewalt erzeugt Widerstand und Trotz. Sie sind Dummköpfe, daß sie das nicht begreifen. Wenn sie nicht die besseren Waffen hätten, hätten wir sie längst davongejagt.“

„Jetzt helfen wir dir erst recht“, fügte Krix hinzu. „Du willst nach Paikad. Ist das richtig?“

„Das stimmt“, bestätigte Rhodan.

Sie befanden sich noch immer am Fluß. Die beiden Pailliaren kühlten ihre Wunden mit Wasser.

„Du mußt dein Äußeres verändern“, empfahl Krix. „Du mußt aussehen wie ein Gavron, dann wird man dich nicht so schnell entdecken.“

„Wir könnten dich zu jemandem bringen, der dir eine entsprechende Maske macht“, schlug Tapo vor. Er ging zu einem Gebüsch und zog ein langgestrecktes, schmales Boot daraus hervor, das zur Hälfte mit großen, silbern glänzenden Fischen gefüllt war. Die beiden Fischer räumten ihre Beute nun auseinander und schufen so eine Mulde, die sie mit großformatigen Blättern ausfüllten.

„Leg dich hinein“, forderten sie den Terraner auf. „Darunter wird man dich nicht vermuten.“

Rhodan zögerte nicht. Er legte sich in die Mulde, und die beiden Pailliaren deckten ihn mit Blättern zu. Darüber stapelten sie die Fische, so daß von ihm und den Blättern nichts mehr zu sehen war. Dann schoben sie den Kahn ins Wasser und ließen sich mit der Strömung treiben.

Es dauerte nicht lange, bis sie auf ein Suchkommando stießen und kontrolliert wurden. Rhodan vernahm die krächzenden Stimmen von mehreren Somern, die sich darüber unterhielten, daß ein Unbekannter die Sperren um das Terraner-Tor durchbrochen hatte und in diesem Gebiet untergetaucht war. Sie waren aufs höchste beunruhigt, und sie waren entschlossen, so lange zu suchen, bis sie den Unbekannten gefunden hatten.

„Wir haben niemanden gesehen“, beteuerte Krix. „Man hat uns bereits gut zugeredet, etwas über denjenigen zu sagen, der eingedrungen ist, aber was wir nicht wissen, können wir nicht verraten.“

Damit umschrieb er vorsichtig, daß man sie gefoltert hatte. Seine Worte kamen bei den Somern gut an. Sie lachten und gaben den Weg frei.

„Laß dich nicht täuschen“, riet Tapo, als sie wenig später wieder in der Strömung trieben. „Die Somer sind gefährlich. Sie sind vor allem hartnäckig und geben nicht so leicht auf.“

Doch sie hatten Glück. Mehrere Male flogen Antigravleiter und Robotstaffeln über sie hinweg, ohne sie erneut zu kontrollieren. Offenbar waren die Somer davon überzeugt, daß die Fischer nichts mit dem unbekannten Eindringling zu tun hatten.

Schließlich glitt das Boot in ruhigeres Wasser. Die Fischer warfen einen kleinen Motor an, überquerten einen See und landeten dann in einer kleinen Bucht unter dem Blätterdach von einigen Bäumen. Es war so dicht, daß es vollkommen gegen Sicht von oben schützte. Rhodan stieg erleichtert aus seinem Versteck hervor, in dem es alles andere als angenehm gewesen war.

„Warte hier“, bat Tapo. „Ich muß mit dem Oberen reden. Er wird entscheiden.“

Damit eilte er zu einem flachen Gebäude hinüber, das auf den ersten Blick aussah wie ein Haufen wahllos aufgetürmter Steine und Felsbrocken. Erst beim näheren Hinsehen entdeckte Rhodan, daß es sich dabei um ein Haus handelte, das sich auf diese Weise tarnte.

„Wer ist der Obere?“ fragte der Unsterbliche.

„Der Sohn der Sonnentochter“, erwiederte Krix, als sei damit alles gesagt. Erst als Tapo nach einiger Zeit wieder auftauchte und ihnen zuwinkte, wurde er etwas deutlicher. „Er ist unser Oberhaupt. Von ihm nehmen wir unsere Befehle entgegen, obwohl ihn niemand dazu bestimmt hat, die Verantwortung zu übernehmen. Er ist der Götterbote für uns, der uns die Befehle der Götter übermittelt und den Göttern unsere Gebete überbringt.“

Rhodan erwartete, einer irgendwie beeindruckenden Persönlichkeit zu begegnen, doch er wurde enttäuscht. Der Sohn der Sonnentochter erwies sich als unscheinbar, und er hätte ihn kaum beachtet, wenn Tapo und Krix ihn nicht so respektvoll behandelt hätten.

Der Obere lebte in einem Haus, das mit zahllosen Kunstgegenständen bis unter das Dach gefüllt war. Die Statuen, Vasen, Bilder, Plastiken, Uhren, Schmuckstücke und Schnitzereien standen und lagen teils so dichtgedrängt, daß der Obere einige Dinge zur Seite räumen mußte, als er sich im Raum hin und her bewegte.

Er war etwa 1,40m groß und damit deutlich kleiner als die meisten Pailliaren. Auffallend groß aber waren seine beiden Facettenaugen. Sie wären sicherlich beeindruckend gewesen, wenn sie so geleuchtet hätten wie bei den beiden Fischern. Tatsächlich aber waren sie stumpf und grau, als sei das Leben in ihnen erloschen. Im Mund des Oberen fehlten einige Zähne. Er hätte sie sicherlich ergänzen können, zumal er ohnehin mehrere künstliche Zähne aus einem schillernden Material trug. Ein vollständiges Gebiß schien für ihn nicht so wichtig zu sein.

„Wer bist du?“ fragte er Rhodan. „Ich will die Wahrheit hören. Keine Ausflüchte.“

„Ich bin ein Vater, der versucht, seine entführte Tochter zu finden und zu befreien“, erwiderte der Unsterbliche. „Wie es aussieht, befindet sie sich in den Händen der Somer. Dort soll sie nicht bleiben.“

„Dann gibt es eine enge Verbindung bei deinem Volk zwischen Vater und Tochter?“ fragte der Sohn der Sonnentochter.

„Richtig“, bestätigte Rhodan. „Eine enge Verbindung zwischen Eltern und Kindern.“

„Töchter sind nichts wert“, erklärte der Pailliare geringschätzig. „Selbst wenn man sie verschenkt, kann man nie sicher sein, daß der Beschenkte auch glücklich darüber ist. Manch undankbare Tochter hat sich schon als wahre Furie erwiesen.“

Der Terraner hütete sich, etwas darauf zu erwidern. Er hatte ganz andere Ansichten über Töchter, aber er konnte nicht erwarten, daß der Pailliare ihn verstand. Sein Volk hatte andere Sitten und Gebräuche, und es war ihm schon hoch anzurechnen, daß er seine Haltung tolerierte.

„Ich werde meine Tochter befreien und damit auf die Beleidigung reagieren, die man mir durch ihre Entführung beigelegt hat“, erklärte der Terraner.

„Das verstehe ich“, entgegnete der Obere. „Ohne meine Hilfe wirst du dich aber nicht behaupten können.“

„Ich hoffe auf deine Hilfe.“

Ein weiterer Pailliare kam herein. Er trug eine enganliegende blaue Kombination, die in einem seltsamen Kontrast zu seiner grünen Chitinhaut stand, und drei silbern schimmernde Ketten, die seinen Hals zierten.

„Die Suchaktion der Somer scheint sich auf diese Region zu konzentrieren“, erklärte er und zeigte auf ein kastenförmiges Instrument, das er in der Linken hielt. Damit hatte er die Suchtrupps offenbar geortet. „Wenn du etwas unternehmen willst, solltest du dich beeilen.“

„Danke“, erwiderte der Obere. Er wandte sich Rhodan zu und dirigierte ihn zu einer Treppe, die in einen Keller führte. Hier befanden sich verschiedene Räume mit allerlei technischer Ausrüstung.

„Wir werden dich in einen Gavvron verwandeln“, erklärte Krix. „Das ist die einzige Chance, die du hast.“

Zusammen mit dem Oberen und dem Diener drängte er den Terraner in einen Sessel, holte allerlei Schälchen und Kästchen mit den unterschiedlichsten Ingredienzien herbei und begann, an ihm herumzuhantieren.

Perry Rhodan wußte, daß die Gavvron ein wichtiges Volk der Galaxis Siom Som waren. Sie waren überaus menschenähnlich, so daß es leicht erschien, ihn in einen Gavvron zu verwandeln. Das hervorstechende Merkmal ihrer äußereren Erscheinung war eine sehr

stark ausgebildete, knöcherne Augenbrauenpartie, die so weit aus dem Schädel hervorragte, daß sie eine zweite Stirn bildete. Die Nase war flach und breit. Der Mund besaß eine beträchtliche Spannweite und war nahezu lippenlos. Er bildete daher die größte Schwierigkeit bei dem Bemühen, Rhodan wie einen Gavvron aussehen zu lassen, da eine kosmetische Operation nicht in Frage kam.

„Es gibt auch Gavvron, die keinen so breit ausgeschnittenen Mund haben“, sagte der Obere. „Man wird das akzeptieren.“

Er brachte Nachbildungen von stark ausgebildeten Augenbrauen an, die Rhodan auf Anhieb so fremd aussehen ließen, daß ihn selbst ein guter Freund wohl nicht sogleich wiedererkannt hätte.

Als eine Stunde später vier Somer mit sieben Robotern das Anwesen betrat und kontrollierten, saß Rhodan mit den Pailliaren zusammen zwischen den Kunstgegenständen und trank einen stark duftenden, süßen Tee. Er zeigte den Somern eine Metallplakette, die ihn als gavrirschen Mitarbeiter einer Arbeitsgruppe auswies, die wichtige militärische Anlagen auf Pailliar errichtete.

„Was machst du hier bei dem Oberen der Pailliaren?“ fragte einer der Somer mißtrauisch.

Der Sohn der Sonnentochter legte die Scheren seiner vorderen Arme aneinander.

„Er ist unseres Glaubens“, eröffnete er dem Somer. „Er sucht seinen Seelenfrieden bei uns, um mehr bei seiner Arbeit als Ingenieur leisten zu können.“

Das genügte den Somern, um ihre Aufmerksamkeit von Rhodan abzuwenden. Sie untersuchten nun das gesamte Anwesen des Oberen, ohne die Proteste der Pailliaren zu beachten, die ein überraschendes Temperament entwickelten. Der Obere, Tapo, Krix und einige Diener zeterten und kreischten, daß Rhodan die Ohren schmerzten. Sie empörten sich über jeden Schritt der Somer und machten ihnen die heftigsten Vorwürfe, weil sie die Würde des Sohns der Sonnentochter mißachteten und damit das Volk der Pailliaren insgesamt beleidigten.

Die Proteste hielten allerdings nur solange an, bis die Somer und die Roboter wieder abgezogen waren.

Dann brachen die Pailliaren in Gelächter aus.

6.

Rhodans Einzug nach Pailkad, der Hauptstadt des Planeten, vollzog sich ganz anders, als er sich vorgestellt hatte. Er flog nicht mit einem Antigravgleiter, den der Obere ihm zur Verfügung gestellt hatte, sondern er ritt auf dem Rücken eines riesigen Krebstieres, das zu einer Karawane gehörte. Landwirtschaftliche Produkte der unterschiedlichsten Art türmten sich neben ihm auf. Sie ließen sich in dem muldenförmigen Rückenpanzer des Krebses bequem und sicher transportieren.

Vor ihm kauerten Tapo und Krix. Sie hielten Stahlstangen in den Scheren, deren spitze und gebogene Enden sich unmittelbar neben den Augen der Tiere in die weiche Haut bohrten. So konnten sie sie mit leichtem Druck und Zug jederzeit in die gewünschte Richtung dirigieren.

Die Rumpfkörper der Krebse hatten einen Durchmesser von fast fünf Metern und waren annähernd zwei Meter hoch. Die zwölf Beine der Tiere waren nur etwa jeweils zwei Meter lang. Sie bewegten sich raschelnd und singend, da sie mit dicken Borsten besetzt waren, die sich ständig aneinander rieben. So wurde die Karawane, die sich aus mehr als dreißig Lastentieren zusammensetzte, von eigenartigen Geräuschen begleitet, die mal ein chaotisches Durcheinander bildeten, und die sich dann wieder zu melodischen Tonfolgen zusammenfanden.

Die Geräusche lockten zahlreiche Somer, Pailliaren und Gavron aus den Häusern der Stadt, und schon während die Karawane zu einem Marktplatz am Hafen zog, wechselten die verschiedensten Güter ihre Besitzer. Die insektoiden Pailliaren tauschten Geld und einfache Geräte gegen die landwirtschaftlichen Güter ein, ohne ihre Tiere anzuhalten. Wer etwas erwerben wollte, mußte die Karawane schon begleiten. Daher rannten zahlreiche Männer, Frauen und Kinder der verschiedenen Völker neben den Krebsen her und schrien durcheinander, um auf sich aufmerksam zu machen oder sich zu verständigen.

Rhodan beteiligte sich an dem Handel, indem er einiges Gemüse und mehrere Fische gegen einige Dinge eintauschte, die Tapo und Krix einiges wert zu sein schienen. Er hatte nicht das Gefühl, daß die beiden Pailliaren besonders gut bei dem Handel abschnitten, aber darauf kam es nicht an. Wichtig war nur, daß die somerischen Spitzel ihn der Karawane zurechneten und nicht merkten, daß er sie nur benutzte, um in ihrem Schutz in die Stadt einzudringen.

Als sie an einem sehr alten Stadtviertel vorbeikamen, das durch überaus enge Gassen und schmalbrüstige, kleine Häuser gekennzeichnet war, gab Krix ihm ein Zeichen, und er sprang vom Rücken des Krebses herunter. Er winkte den beiden Pailliaren kurz zu und tauchte dann in der Menge unter, die sich durch die Gassen drängte.

*

Eirene folgte dem Kodexwahrer voller Unbehagen mit ihren Blicken, während er hochaufgerichtet, mit stark vorgewölbter Brust und militärisch ruckartigen Bewegungen vor ihr auf und ab stolzierte.

Dokroed hatte sich ihr als Kodexwahrer von Pailliar vorgestellt und ihr erklärt, er habe bestimmt, daß das Heraldische Tor dieser Welt Terraner-Tor genannt wurde.

„Du bist eine Terranerin“, sagte er jetzt. „Und ich möchte alles von dir wissen.“

„Es gibt nichts von mir zu berichten“, erwiderte sie. „Ich bin entführt und verkauft worden. Das ist alles. Irgendeine Bedeutung habe ich nicht.“

„Du hast etwas mit den Netzgängern zu tun“, erklärte Dokroed scharf. „Das hat Torsentof mir mitgeteilt.“

Eirene lehnte sich zurück. Sie befand sich in einem luxuriös eingerichteten Gebäude. Durch mehrere wandhohe Fenster konnte sie auf das Meer hinaussehen, das sich azurblau bis zum Horizont erstreckte. Sie war umgeben von erlesenen Kunstgegenständen, deren Schönheit sie tief beeindruckte. Es waren vor allem vier Plastiken von somerischen Gestalten, die sie in ihren Bann schlugen.

„Torsentof“, erwiderte sie herablassend. „Er will sich wichtig machen, weiter nichts.“

Dokroed blieb vor ihr stehen und blickte sie mit nachtschwarzen Augen an. Sein Armgefieder war hauptsächlich gelb, hatte aber eine blaue und grünliche Maserung. Die knochigen Vogelhände waren ungemein kräftig. Als Kodexwahrer war er ein mächtiger Mann, den sie nicht unterschätzen durfte.

„Torsentof ist unser Spitzel“, eröffnete Dokroed ihr. „Er geht in der Maske eines Weltraumnomaden auf Informationssuche. Er ist ein verlässlicher Mann, der von großem Nutzen für uns ist. Sein Wort gilt etwas bei uns.“

„Auch er kann sich irren“, gab Eirene ruhig zurück. „Netzgänger! Ich weiß nicht einmal, was das ist Allerdings gebe ich zu, davon gehört zu haben, daß es Netzgänger gibt.“

Dokroed setzte sich wieder in Bewegung. Er ging mit militärischen exakten Schritten vor ihr auf und ab, wobei er den Kopf hin und her wendete und sie stets mit einem Auge anblickte.

„Du bist nicht irgend jemand“, stellte er fest. „Du hast eine gewisse Bedeutung, und du kannst dich darauf verlassen, daß ich alles über dich herausfinden werde.“

„Da bin ich aber gespannt“, spöttelte sie. „Vielleicht entdecken wir dabei etwas, was ich selbst noch nicht weiß?“

Dokroed kam zu ihr und beugte sich zu ihr herab.

„Hüte deine Zunge, Terranerin. Und unterschätze mich nicht. Ich werde mich nicht lange mit dir aufhalten. Wenn du nicht sofort alles erzählst, was wichtig für mich sein könnte, werde ich dich zur weiteren Befragung durch das Terraner-Tor ins Siom-System schicken. Dort können sich dann die Experten des Kriegers Ijarkor um dich kümmern.“

Eirene erschrak. Sie wußte sehr wohl, was hinter dieser Drohung steckte. Dennoch wollte sie nichts über sich und die Netzgänger verraten. Dank des psionischen Imprints, den sie bei ihrer Initierung als Gängerin des Netzes erhalten hatte, war sie psionisch nur schwer beeinflußbar. Bisher hatte sie Dokroed und seinen Verhörmethoden immer ausweichen können, so daß der Kodexwahrer so gut wie nichts erfahren hatte.

Doch im Siom-System und in den Händen der Experten des Kriegers Ijarkor mochte es anders aussehen. Sie spürte, wie es sie kalt überlief. Alles, was sie je über Folter gehört hatte, kam ihr in den Sinn.

„Und noch etwas solltest du wissen“, fuhr Dokroed fort, wobei er seine Wanderung wieder aufnahm. „Man hat mir gesagt, daß du wie aus dem Nichts heraus bei den Ussadi erschienen bist, obwohl es dort kein Heraldisches Tor gibt. Das muß seinen Grund haben. Ich bin davon überzeugt, daß du nicht irgendwer bist, sondern daß du eine gewisse Bedeutung hast.“

„Du solltest mich nicht überschätzen“, erwiderte Eirene. „Und solche Dinge solltest du mir auch nicht sagen, sonst werde ich eitel.“

Dokroed blieb ruckartig stehen. Langsam drehte er sich zu ihr um.

„Nur nicht so hochmütig“, empfahl er ihr. „Ich wollte dir mit meinen Worten nur sagen, daß ich nicht daran glaube, daß du allein bist und bleibst. Man wird dich vermissen. Irgend jemand wird dir folgen, und er wird noch bedeutender sein als du. Wir werden ihm eine Falle stellen, und du wirst der Lockvogel sein.“

„Kann schon sein, daß mich jemand sucht“, antwortete die Tochter Rhodans, wobei sie sich bemühte, gelangweilt zu erscheinen. „Aber wenn du glaubst, dabei einen großen Fang machen zu können, wirst du eine Enttäuschung erleben. Ich bin niemand, um den man sich besonders aufregt.“

„Das wird sich zeigen“, sagte der Kodexwahrer. „Jedenfalls habe ich die Informationsdienste angewiesen, die Augen offenzuhalten. Wir haben außerordentlich fähige Kräfte bei der Abwehr. Leider sitzt bei vielen die Waffe gar zu locker.“

Er hob bedauernd die Hände.

„Es hat in den letzten Stunden einige Tote gegeben. Unglücklicherweise. Erst später hat sich herausgestellt, daß die Opfer unschuldig waren. Nun ja, Unglücksfälle dieser Art lassen sich nie ausschließen. Hoffen wir, daß derjenige, der dir folgt, schnell genug antwortet, wenn er von den Experten der Sicherheitsdienste angesprochen wird.“

Eirene sprang auf.

„Mörder“, sagte sie verächtlich. „Du benutzt dein Amt, um unliebsame Gegner bequem aus dem Weg zu räumen. Aber wage es nicht, dich an mir zu vergreifen. Du würdest es bitter bereuen.“

Dokroed öffnete den Schnabel und fuhr sich mit beiden Händen durch den Backenbart.

„Na also“, triumphierte er. „Mehr wollte ich gar nicht hören.“

*

Als Rhodan zur Karawane zurückblickte, prallte er mit einem Gavvron zusammen, der aus einer Haustür auf die Straße hinaustrat. Unwillkürlich griff der Terraner nach den

Armen des Mannes, um sich bei ihm abzustützen, weil er sonst unweigerlich gestürzt wäre.

„Hoppla“, sagte der andere. „Nur nicht so stürmisch.“

Seine Augen lagen so tief in den Höhlen unter den weit vorspringenden Augenwülsten, daß sie im Schatten darin nahezu versanken. Das Haar, das schmutzig-braun aussah, trug er zu einer Bürste geschnitten. Er kleidete sich mit einer silbergrauen Montur, die mit allerlei technischem Gerät ausgestattet zu sein schien.

„Entschuldige“, entgegnete Rhodan. „Ich war unachtsam.“

Der andere blickte ihn forschend an, und jetzt sah der Terraner, daß seine Augen grau waren. Zeichnete sich nicht so etwas wie Überraschung im Gesicht des Gavron ab?

„Du solltest besser aufpassen“, mahnte der Mann ihn, wobei er seine Worte in eigenartiger Weise betonte. Dann drehte er sich um und eilte in Richtung Karawane davon. Er tauchte in der Menge unter. Das letzte, was Rhodan registrierte, war, daß er einen Teleportgürtel trug, der es ihm ermöglichte, das pailliarische Teleport-System zu nutzen.

Ein eigenartiges Gefühl beschlich ihn. Er ahnte, daß dieser Mann von besonderer Bedeutung war. Am liebsten wäre er ihm nachgelaufen, um in irgendeiner Weise Kontakt mit ihm aufzunehmen.

Doch die Situation war zu ungünstig. Was hätte er ihm sagen können, was nicht augenblicklich als Vorwand erkannt worden wäre?

Er wandte sich ab, um weiterzugehen, als ihm jemand etwas Hartes in den Rücken bohrte.

„Ganz ruhig“, sagte ein Somer. „Siehst du die rote Tür dort drüben? Geh hindurch.“

Rhodan überlegte, ob er den anderen mit einem Dagor-Trick überwinden sollte. Doch da bemerkte er den Lauf einer Schußwaffe, die durch einen Spalt in einem angelegten Fenster über der roten Tür auf ihn gerichtet war.

„Schon gut“, entgegnete er und ging so langsam weiter, daß der Somer ihm mühelos folgen konnte. Er trat durch die Tür und kam in einen düsteren Raum, in dem mehrere derbe Tische und Bänke standen. Ein Gavron, zwei Pailliaren und zwei Somer saßen daran. Sie hatten ausgiebig gegessen und getrunken, wie die gebrauchten Teller, die Speisenreste, die Krüge und die vergossenen Flüssigkeiten auf dem Tisch bewiesen.

„Was wollt ihr von mir?“ fragte der Terraner.

Ein Gavron kam durch eine andere Tür herein. Er hielt einen Energiestrahler in den Händen. Er war offenbar jener Schütze, der durch das Fenster auf ihn gezielt hatte.

„Durchsucht ihn“, befahl er. „Wir haben gesehen, daß er mit Gorgud gesprochen hat.“

Die anderen standen schwerfällig auf.

„Mit Gorgud?“ fragte einer der beiden Pailliaren. „Was hat das zu bedeuten?“

„Das ist das, was ich herausfinden möchte“, erklärte der Somer, der ihm eine Waffe in den Rücken gedrückt und ihn gezwungen hatte, in diesen Raum zu gehen.

Rhodan begriff, daß mit Gorgud jener Gavron gemeint war, mit dem er zufällig zusammengeprallt war. Also hatte er sich nicht geirrt. Dieser Mann war nicht irgendwer. Er hatte eine gewisse Bedeutung. Wer aber war Gorgud?

„Durchsucht ihn“, befahl der Gavron erneut. „Los doch. Worauf wartet ihr?“

„Ich muß euch enttäuschen“, bemerkte Rhodan. „Ihr werdet nichts finden. Ich habe nichts zu verbergen.“

„Es sei denn, daß du kein Gavron bist.“

Der Mann schob seine Schußwaffe in den Gürtel und kam zu Rhodan. Er legte ihm die Hand an den Augenbrauenwulst und drückte leicht dagegen. Das angeklebte Stück der Gavron-Maske saß locker. Es hatte sich bei dem Zusammenprall mit Gorgud gelöst.

„Bisher hat es gereicht. Niemand hat etwas bemerkt. Nun, so was passiert. Es war schließlich kein Fachmann, der das gemacht hat.“

Der Gavvron lachte.

„Was hast du uns anzubieten?“ fragte er. „Oder willst du, daß wir dir alles wegnehmen?“

Als Rhodan zögerte, durchsuchten sie ihn und förderten allerlei Dinge zutage, die er als Gänger des Netzes fast immer als Tauschobjekte in seiner Kombination versteckt hielt, um sich stets helfen zu können. Es waren hauptsächlich Geräte, die miteinander kombiniert werden mußten, bevor sie funktionsfähig waren. Solange sie das nicht waren, erkannte nur der Eingeweihte ihren Wert.

„Was soll das?“ fragte einer der beiden Pailliaren. „Das ist nur nutzloses Zeug.“

„Und könnte das eine oder das andere wichtig für euch sein“, entgegnete der Unsterbliche, der längst erkannt hatte, daß er es mit Dieben zu tun hatte, die keinerlei politische Ambitionen hatten, sondern lediglich daran interessiert waren, irgend etwas zu stehlen, was sich zu Geld machen ließ.

„Niemand schleppt so was mit sich herum, wenn er nicht irgend etwas damit anfangen kann“, stellte der Gavvron fest, der offenbar der Anführer der Gruppe war. „Heraus damit, Fremder. Was ist es? Los. Warte nicht lange, oder wir übergeben dich dem Informationsdienst Dokroeds, und der geht nicht so sanft mit dir um wie wir.“

Rhodan setzte sich auf einen der Tische. Er nahm zwei Teile eines Geräts und setzte sie zusammen. Zischend schoß die Klinge eines Lichtschwerts aus dem Metallstück, das er in den Händen hielt.

Erschrocken fuhren die Diebe zurück. Der Somer richtete die Waffe auf ihn, verlor sie jedoch augenblicklich, als Rhodan seine Hand mit dem Schwert berührte. Aufschreiend wich er zurück und hielt sich die Hand.

„Wir könnten natürlich auch einen ganz normalen und fairen Tausch machen“, sagte Rhodan gelassen. „Ich will einen Teleportgürtel, mit dem ich mich auf Pailliar frei bewegen kann. Gorgud hat so einen gehabt.“

„Du willst mit uns handeln?“ rief einer der Pailliaren ungläubig. „Warum solltest du uns vertrauen?“

„Warum nicht? Ihr seid so gut oder so schlecht wie viele andere auch. Ihr geht euren Geschäften nach. Na und? Mich stört die Art dieser Geschäfte nicht. Sie unterscheidet sich nicht so sehr von dem, was ich treibe.“

Diese Worte überzeugten, und ein zähes Feilschen begann, bei dem einer den anderen nicht aus den Augen ließ, und bei dem jeder bereit war, augenblicklich über den anderen herzufallen, sobald sich ihm eine Blöße bot. Die beiden Gavvron beschäftigten sich schließlich mit der Maske Rhodans und verbesserten sie soweit, daß er nunmehr wie ein echter Gavvron aussah, und sie gaben ihm noch eine Reihe von Tipps über die Art, wie er sich bewegen und sprechen sollte, um überzeugend zu sein. Rhodan nahm sie dankbar entgegen und belohnte sie mit einigen kleinen Gaben. Es überraschte ihn nicht, daß die Bande einen positronischen Schlüssel ganz besonders hoch einschätzte, mit dem über 90 Prozent der bekannten positronischen Sicherheitsanlagen und Sperren überwunden werden konnte.

„Damit können wir in die Markt-Bank einbrechen“, rief einer der Pailliaren begeistert. „Wir werden den Tresor öffnen und uns zurückholen, worum sie uns betrogen haben. Endlich. Auf diese Chance habe ich seit Jahren gewartet.“

Einer der Somer, der den Raum vorübergehend verlassen hatte, kehrte nun mit einem Teleportgürtel zurück und überreichte ihn Rhodan.

„Ich hoffe, daß du ebenso mit dem Handel zufrieden bist, wie wir es sind“, sagte er. „Keiner von uns braucht sich übervorteilt zu fühlen.“

„Bevor du gehst, muß ich noch wissen, was du mit Gorgud zu tun hast“, bemerkte der Gavvron, der bisher Wortführer gewesen war. „Es wird Zeit, daß du uns die Wahrheit sagst.“

„Die Wahrheit ist, daß ich mit ihm zusammengeprallt bin. Zufällig“, erwiderte der Unsterbliche. „Ich habe allerdings sofort erkannt, daß er ein wichtiger Mann ist. Bevor ich mit ihm reden konnte, ist er weitergegangen. Und dann spürte ich auch schon eine Waffe im Rücken.“

„Das ist wirklich alles?“

„Alles. Ich würde es euch sagen, wenn es nicht so „wäre.“ Rhodan wandte sich an die Somer und fuhr fort: „Ich suche einen Somer namens Raffaid. Kennt ihr ihn, und weißt ihr, wo ich ihn treffen kann?“

„Raffaid?“ fragten die Somer wie aus einem Mund. „Den Namen haben wir nie gehört.“

„Raffaid?“ wiederholte einer der Pailliaren. „Doch, ich glaube, drüben in der Spielerstadt ist jemand, der diesen Namen hat.“

„Wo ist die Spielerstadt?“ fragte Rhodan.

„Auf der anderen Seite der Bucht“, antwortete das insektoide Wesen. „Es ist die Stadt der Reichen. Für uns eine verbotene Stadt, aber ich würde gern mal rübergehen und absahnen.“

Die Tür öffnete sich, und ein weiterer Paillaire stürzte herein.

„Verschwindet“, brüllte er. „Sie kämmen die ganze Gegend durch.“

Im gleichen Moment blitzte es sonnenhell vor den Fenstern auf, und das insektoide Wesen brach tödlich getroffen zusammen. Unter den Dieben brach eine Panik aus. Die Gavron, Pailliaren und Somer sprangen auf und rannten zur hinteren Tür, alles stehen und liegen lassend, worüber sie so lange gefeilscht hatten. Sie rissen Perry Rhodan mit, der gerade noch den Teleportgürtel an sich nehmen konnte. Dann fiel ein zweiter Schuß. Ein Energiestrahl fauchte durch die Tür herein und traf eines der hölzernen Möbel. Feuer brach aus, das in Sekundenschnelle auf die anderen Stühle und Tische übersprang. Rhodan hörte Geschrei und den Lärm einer Sirene. Dann hastete er zusammen mit den anderen über einen lichtlosen Gang und eine Treppe in die Tiefe. Türen klappten, und Schritte entfernten sich in verschiedene Richtungen.

„Hier entlang“, keuchte einer der Gavron. Der Terraner erkannte denjenigen in ihm, mit dem er hauptsächlich verhandelt hatte. Sie rannten durch einen von Dampfwolken erfüllten Raum, in dem mehrere Frauen an großen Bottichen arbeiteten.

„Der verdammte Informationsdienst“, stammelte der Gavron. „Er hetzt die Leute von der Hajasi Amani.“

Sie hasteten eine Treppe hinauf, überrannten dabei einen Paillairen, der mit allerlei Töpfen und Gefäßen von oben herabkam. Krachend und klirrend polterten seine Schätze die Stufen hinunter, während er laut schreiend protestierte und die beiden Männer mit wüsten Schimpfworten überschüttete.

Der Gavron verharrete für einen kurzen Moment, ergriff eine Metallvase und warf sie ihm an den Kopf.

„Laß dir ja nicht einfallen, ihnen etwas zu verraten“, schrie er ihm zu. „Ich würde zurückkommen und dir deine verdammte, grüne Haut vom Leib ziehen.“

Die Drohung meinte er fraglos nicht ernst, aber sie wirkte. Der Paillaire verstummte erschrocken.

„Ich nehme den Teleportgürtel“, sagte Rhodan, als eine Tür hinter ihnen zufiel und sie über einen engen Hof liefen, wobei sie sich mühsam an allerlei Gerümpel vorbeischoben.

„Das geht nicht“, antwortete der Gavron ärgerlich. „Verdammt, darum geht es doch. Glaubst du, wir haben dir blind vertraut? Ein Modul fehlt noch. Wir wollten es einsetzen. Jetzt ist es zu spät. Es liegt da unten bei den anderen Sachen auf dem Tisch.“

„Das heißt, daß mein Gürtel wertlos ist“, erwiderte der Terraner.

„Komm nur nicht auf den Gedanken, ihn wegzuwerfen. Er ist nicht wertlos. Ich werde dir das Modul schon noch besorgen. Die Leute von der Hajasi Amani müssen mir helfen.“

„Warum sollten sie das tun?“

„Weil wir durch ihre Schuld alles verloren haben. Sogar unseren Stützpunkt. Und weil ich sie auffliegen lassen könnte, weil ich weiß, wo sie ihren Stützpunkt haben.“

Er blieb stehen und lehnte sich an eine Mauer. Sie waren nur wenige Schritte von einer Straße entfernt. Neben ihnen befand sich eine Holztür, durch die sie die Stimmen der vorübergehenden Somer und Gavvron hören konnten.

„Aha - und wer ist die Hajasi Amani?“ Rhodan war nicht sonderlich interessiert. Er glaubte, daß der Gavvron von einer anderen Diebesbande sprach.

„Hajasi Amani ist Sothalk“, antwortete der andere. „Es heißt: *Wir sehnen uns nach dem Frieden*. Es geht um eine Untergrundbewegung, die angeblich von dem Gavvron Gorgud geführt wird.“

Gorgud! Wieder dieser Name.

7.

Der Gavvron Palkruv flüchtete zusammen mit Perry Rhodan durch schmale Gänge und enge Gassen, über verwinkelte Treppen und lärmende Marktplätze quer durch die Altstadt zum Hafen hinunter, in dem eine Reihe von Antigrav-Fischerbooten dümpelten. Auf dem Weg dorthin berichtete er ihm alles über die Geheimorganisation Hajasi Amani, da sie immer wieder stehen bleiben und ihre Umgebung sorgfältig beobachten mußten, um sicher zu sein, daß sie nicht mehr von den Agenten des Informationsdiensts verfolgt wurden oder in eine vor ihnen aufgebaute Falle liefen.

Rhodan erfuhr, daß die Hajasi Amani etwa zweihundert Mitglieder aus zahlreichen Völkern der Galaxis Siom Som hatte, die sorgfältig ausgesucht worden waren. Sie hatte ihren Sitz in der Hauptstadt Pailkad.

„Obwohl die Organisation erst im Aufbau begriffen ist, soll sie bereits ausgezeichnete Verbindungen zu Ämtern und Behörden in der Hauptstadt haben. Gewöhnlich ist sie darüber informiert, wenn eine größere Aktion des Staatlichen Informationsdiensts gegen Kodexgegner bevorsteht, und meistens warnen sie uns, wenn wir uns in dem betroffenen Gebiet aufhalten. Heute ging wohl alles zu schnell. Das kann daran liegen, daß ein Verrückter mit einem Beiboot in der Ebene südlich der Stadt gelandet ist und dabei die Sicherheitsschirme der Abwehr durchbrochen hat. Sie suchen diesen Wahnsinnigen, der sich offenbar einbildet, auf diese Weise hier eindringen zu können. Auffälliger ging es wohl kaum.“

Palkruv fügte eine Reihe von abfälligen Bemerkungen über den „Verrückten“ hinzu, der es gewagt hatte, dem Staatlichen Informationsdienst in dieser Weise die Stirn zu bieten. Er kam nicht auf den Gedanken, daß der Gesuchte unmittelbar neben ihm stand.

Aus seinen Worten ging hervor, daß er selbst der geheimnisvollen Hajasi Amani auch gern beigetreten wäre, von Gorgud jedoch abgelehnt worden war, weil er kriminell und lediglich an illegalen und profitablen Geschäften interessiert war. Er machte kein Hehl daraus, daß er sich über die Ablehnung ärgerte, da er überzeugt war, als Mitglied der Untergrundorganisation bessere und leichtere Geschäfte machen zu können.

„Aber das wollen sie ja nicht“, schnaubte er verächtlich. „Das siehst du schon an dem Namen, den sie für ihr Hauptquartier gewählt haben: Haribu Fanya! Auch das ist Sothalk und heißt: Aus Trümmern machen wir Neues.“

Rhodan nahm diese Informationen interessiert in sich auf. Er ließ sich nichts entgehen, und wenn er etwas nicht verstand, fragte er nach. Er war fest entschlossen, so schnell wie möglich Kontakt mit der Hajasi Amani aufzunehmen und mit ihr zusammenzuarbeiten.

Er fragte nach dem Somer Raffaid, aber Palkruv wußte nichts von dieser Kontaktperson der Gänger des Netzes.

Als sie den Hafen erreicht hatten, wandten sie sich der Stadt der Spieler zu. Sie durchquerten einen ausgedehnten Marktplatz, auf dem hauptsächlich die Fänge der

Meeresfischer gehandelt wurden. Palkruv blieb immer wieder stehen, um mit einigen Fischern zu sprechen. Es waren ausschließlich Gavvron, und es ging - soweit Rhodan es beurteilen konnte - um belanglose Dinge. Immerhin erfuhr er aus einem dieser Gespräche, daß der Kodexwahrer Dokroed die mächtigste Persönlichkeit von Pailliar war und daß ihm eine humanoide Gefangene ins Netz gegangen war, der er einige Bedeutung beizumessen schien.

Rhodan war sicher, daß es sich bei der Gefangenen um Eirene handelte. Er versuchte, weitere Informationen über sie zu bekommen, mußte jedoch bald einsehen, daß lediglich Gerüchte über sie bekannt waren.

Schließlich kaufte Palkruv einige Krebse und mußte erstaunlich viel dafür bezahlen.

„Es ist eine Delikatesse“, erläuterte er, während sie den Markt verließen. „Du hast ganz sicher noch nie so etwas gegessen.“

„Womit du unbedingt recht haben dürfstest“, erwiederte der Unsterbliche.

Der Gavvron führte ihn nun durch einige Gassen bis zu einem kleinen Haus, das direkt an einer Mauer aus hellbraunen Steinen stand. Sie überragte das Haus um wenigstens zehn Meter.

„Hier wohne ich zur Zeit ganz allein“, bemerkte Palkruv. „Ich glaube nicht, daß man uns stören wird.“

Sie betraten das Haus, das mit zahllosen Beutestücken gefüllt war. Im Wohnzimmer stapelten sich die Kisten und Kästen mit den verschiedensten Dingen, denen der Gavvron einen Wert beigemessen hatte. Rhodan sah Hunderte von Chronometern, Armreifen, Mikro-Geräten, die der Unterhaltung dienten, Stoffe, Gewürze, Schnitzereien und Naturprodukte wie armlange Zähne, seidige Haarbündel, Pelze und Eier der unterschiedlichsten Größe.

Er wollte den Gavvron zunächst fragen, warum er dieses Diebesgut aufbewahrte und nicht so schnell wie möglich abstieß, aber dann schwieg er lieber. Es ging ihn nichts an. Wahrscheinlich gab Palkruv einer Sammelneigung nach, und es ging ihm mehr um Besitzstreben als um Profit. Es war ihm wichtiger, all diese Dinge beieinander aufgetürmt zu sehen, als das Geld dafür in der Tasche zu haben, da dies nur von abstraktem Wert für ihn war. Wenn es verbraucht war, konnte er jederzeit etwas von seiner Beute verkaufen.

Rhodan wußte, daß sie ihn früher oder später fassen und aburteilen würden, aber er wußte auch, daß es sinnlos gewesen wäre, mit ihm darüber zu reden. Der Gavvron kannte das Risiko, und er würde aus Vernunftgründen nicht von seinen Diebereien lassen.

Palkruv brach die Krebse auf und reinigte sie. Dann schälte er das weiße Körperfleisch heraus und zog eine Haut davon ab, bevor er es in kochendes Wasser legte, um es zu garen.

„Es sind Lebenskrebse“, erläuterte er. „Du darfst dir diesen Genuss nicht entgehen lassen.“

„Sie scheinen dir sehr wichtig zu sein.“

„Alles Leben kommt aus dem Meer“, erwiederte der Gavvron mit überraschender Ernsthaftigkeit. „Das Meer ist die Wiege des Lebens, Auf dem Land ist nichts entstanden. Alles kommt aus dem Meer, und alles wird eines Tages ins Meer zurückkehren. Deshalb wohnen unsere Götter in den Tiefen der Ozeane, Deshalb ist es wichtig für uns, immer wieder einmal die Krebse der Tiefsee zu essen, weil sich in ihnen aller Ursprung des Lebens findet. Und da sie aus der Tiefe kommen, sind sie für uns Gavvron Ausdruck der Göttlichkeit.“

Mit großem Eifer bereitete er nun einen Sud aus verschiedenen Gemüsen, Gewürzen und den Schalenresten zu, den er anschließend durch ein feines Sieb goß und mit einigen mehligen Zusätzen versah, bis diese sich am Boden absetzten, so daß er eine klare Brühe abgießen konnte. In dieser servierte er Rhodan das Krebsfleisch. Der Terraner probierte vorsichtig, während Palkuv die Delikatesse genießerisch schlürfte und ihr seine

ganze Aufmerksamkeit zuwandte. Angenehm überrascht stellte der Unsterbliche fest, daß der Gavvron ihn tatsächlich mit einer ungewöhnlich wohlschmeckenden Speise bekannt machte. Er widmete sich ihr jedoch nicht mit der gleichen Intensität wie dieser.

Er vernahm die verschiedenen Geräusche, die von außen hereindrangen. Er hörte, daß in den Nachbarhäusern gearbeitet wurde, daß einige Somer auf der Straße miteinander schwatzten, wobei es recht erregt zuging, und ihm entging nicht, daß irgendwo eine Tür gewaltsam aufgebrochen wurde.

„Palkruv“, rief er. „Hör doch.“

„Du vergebst dich gegen die Götter“, antwortete Palkruv ärgerlich. „Warum beleidigst du mich in dieser Weise, indem du beim Essen der Krebse sprichst?“

„Weil wir gleich nicht mehr allein sein werden“, erwiderte der Terraner. Er erhob sich und ging zu einer Tür. Mahnend hob er eine Hand, um Palkruv am Sprechen zu hindern. Doch der Gavvron stieß die Schüsseln mit den Speisen wütend vom Tisch, sprang auf und kam mit stampfenden Schritten zu ihm.

„Dafür wirst du bezahlen“, brüllte er und zog ein Messer unter seinem Hemd hervor.

Als er die Hand mit dem Messer hob, um Rhodan anzugreifen, krachte es im Keller des Hauses.

„Verdammmt“, staunte der Gavvron. „Du hast recht. Sie haben den Durchgang von der Stadt der Spieler zu meinem Keller entdeckt.“

Er eilte zu einem Schrank, riß ihn auf und holte einen schweren Energiestrahler hervor. Als er sich umdrehte, flog die Tür auf. Rhodan wandte sich geblendet ab, als ein fingerdicker Energiestrahl durch den Raum zuckte und Palkruv traf. Er hörte, wie die Waffe des Gavvron auf den Boden polterte. Zu diesem Zeitpunkt hatte er die Tür zur Straße bereits erreicht. Er stieß sie auf und rannte hinaus. Überrascht bemerkte er, daß es mittlerweile dunkel geworden war.

Auf der Straße herrschte ein lebhaftes Treiben. Hunderte von Pailliaren und Gavvron strebten dem Hafen zu, ausgestattet mit zumeist leeren Taschen und Körben, während nicht weniger Gavvron, Somer und insektoide Wesen bepackt mit den unterschiedlichsten Waren von dort kamen und zu den oberen Bereichen der Stadt Pailkad hinaufgingen.

Rhodan vernahm die wütenden Schreie seiner Verfolger hinter sich, als er sich in die Menge drängte. Er prallte mit mehreren Pailliaren zusammen, und er stürzte über sie hinweg, da sie wesentlich kleiner waren als er und sich gegen seine Beine warfen.

Er sprang wieder auf und rannte einige somerische Frauen um, die Körbe volle Eier trugen. Sie kreischten ebenso erschrocken wie empört auf, die Körbe flogen in die Höhe und Dutzende von rohen Eiern regneten auf die Straße herab.

Der Terraner blickte über die Schulter zurück, als er die Gasse überquert und eine abzweigende Straße erreicht hatte. Er sah, daß mehrere grün uniformierte Somer auf der gallertartigen Flüssigkeit ausgerutscht waren, und er glaubte, nun einen ausreichenden Vorsprung gewinnen zu können. Er rannte in die Straße hinein, und mehrere Gavvron machten ihm rasch Platz.

Die Somer schossen. Die gleißend hellen Energiestrahlen aus ihren Waffen zuckten schräg in den nachtdunklen Himmel hinauf und tauchten die Straße für einige Sekundenbruchteile in unerträglich grelles Licht.

Rhodan nutzte die erste sich bietende Gelegenheit, durch eine primitive Holztür auf einen Hinterhof zu fliehen. Er glaubte bereits, seinen Verfolgern entgehen zu können, als sich ein massiger Körper aus der Dunkelheit löste und gegen ihn warf. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte rücklings auf den Boden. Er wollte sich sofort wieder aufrichten, doch mächtige Tatzen drückten ihn nach unten, und scharfe Zähne drückten gegen seine Kehle.

Er blieb wie erstarrt liegen. Er wußte, daß seine einzige Chance darin lag, sich nicht zu bewegen.

Er hörte die Stimmen seiner Verfolger, und er hoffte nur noch, daß sie ihn möglichst bald fanden.

Mehrere Minuten vergingen, in denen Rhodan wieder und wieder der stinkende Atem des Tieres ins Gesicht schlug. Dann endlich knarrte die Holztür in ihren Angeln, und ein scharfes Kommando ertönte. Das Tier wich knurrend zurück, und Rhodan konnte wieder frei durchatmen.

„Da hast du Glück gehabt, mein Lieber“, sagte ein Somer mit krächzender Stimme. „Der Traks hat gerochen, daß du Krebse gegessen hast. Die Ausdünstung hindert sie am Beißen. Ohne die Krebse wärst du jetzt ein toter Mann.“

Irgend jemand schaltete eine Lampe ein. Als erstes sah Rhodan das Tier, das ihn angefallen hatte. Es glich einem terranischen Bären, hatte allerdings acht stämmige und völlig haarlose Beine. Dann fielen seine Blicke auf das Gesicht des Gavron, der neben Somer stand.

Es war Gorgud!

Rhodan erkannte ihn sofort, obwohl es ihm sonst schwerfiel, die Gavron voneinander zu unterscheiden. Gorgud hatte keine besonderen Merkmale wie etwa Narben oder auffällige Pigmentflecke, und doch wußte er sofort, daß dies der Mann war, der die Geheimorganisation Hajasi Amani leitete.

„Tatsächlich“, sagte der Somer. „Der Kerl hat den Teleportgürtel, den Palkruv uns gestohlen hat.“

Ein Pailliare beugte sich über den Terraner und nahm ihm blitzschnell den Gürtel ab.

„Moment mal“, sagte Rhodan verblüfft. Bis zu diesem Zeitpunkt war er davon überzeugt gewesen, es mit den Sicherheitsorganen von Pailkad zu tun zu haben. Jetzt wußte er, daß er sich gründlich geirrt hatte.

Ein heftiger Schlag traf ihn am Kopf und warf ihn auf den Boden. Für Sekunden verlor er das Bewußtsein. Dann hörte er eilige Schritte. Irgendwo flog eine Tür zu, und irgend jemand schrie gellend auf, eine Tatze legte sich ihm auf die Brust und wieder schlug ihm der stinkende Atem ins Gesicht. In der Nähe fielen mehrere Schüsse. Einige Antigravgleiter flogen mit aufgeblendeten Scheinwerfern über ihn hinweg, und irgend jemand schrie, daß Polizei da sei.

Abermals beugte sich ein Somer über ihn.

„Ein Dieb“, sagte jemand, der im Dunkeln stand. Der Stimme nach konnte es ein Pailliare sein. „Nichts als ein billiger Dieb, der von den Bestohlenen bestraft werden sollte.“

„Oder derjenige, der mit einem Beiboot in der Ebene gelandet ist“, entgegnete der Somer mit heiserer Stimme. „Mehrere Pailliaren haben einen Mann gesehen, der ihm hier ähnlich sieht.“

„Das ist ein Gavron“, gab der andere zu bedenken.

„Er könnte es dennoch sein. Wir nehmen ihn mit.“

Das Tier wich knurrend zurück, und Rhodan stand auf. Zwei Somer legten ihm Energiefesseln an, die es ihm unmöglich machten, die Arme zu bewegen. Dann verfrachteten sie ihn in einen Antigravgleiter und starteten mit ihm.

Rhodan blickte auf die Gassen der Stadt hinunter. Überall drängten sich die Pailkader, so als sei nichts geschehen. Wahrscheinlich hatten nur wenige bemerkt, welches Ende die Polizeiaktion genommen hatte, und noch weniger interessierte es.

„Ich verstehe das nicht“, sagte Rhodan. „Was soll das? Warum nehmt ihr mich mit? Ich mußte mal austreten. Deshalb war ich auf dem Hof. Und da hat mich diese Bestie angefallen. Aber so was mußte ja mal passieren. Es gibt viel zu wenig Bedürfnisanstalten in der Stadt. Wohin soll man gehen, wenn man nicht gerade in der Nähe seiner Wohnung ist?“

„Sei still“, befahl ihm einer der Somer. „Du kannst reden, wenn du im Gefängnis bist.“

Vergeblich versuchte Rhodan, die Fesseln abzustreifen. Sie saßen allzu fest. So mußte er es hinnehmen, daß die Somer ihn auf eine Halbinsel am östlichen Hafenbecken brachten und hier einsperren. Die Fesseln fielen von selbst, als sich die Panzertür hinter ihm geschlossen hatte.

„Endlich“, stöhnte ein Pailliare, der kraftlos auf dem Boden der Zelle lag. „Nach zehn Jahren Einzelhaft Gesellschaft. Wie habe ich darauf gewartet.“

„Ich werde nicht lange bleiben“, erwiederte der Terraner.

„Oh doch“, seufzte das insektoide Wesen. „Wenigstens fünf Jahre. Vorher wird man dich nicht verhören.“

*

Zwei Tage vergingen, ohne daß etwas geschah.

Rhodan hatte während dieser Zeit hauptsächlich damit zu tun, sich das Ungeziefer vom Hals zu halten. Er suchte das Gespräch mit dem pailliarischen Mitgefangenen, doch dieser hatte in den vergangenen zehn Jahren weitgehend verlernt, sich zu unterhalten. Er versuchte zwar, ihm einige Antworten zu geben, versank aber bald in ein dumpfes Schweigen und schien nichts mehr zu hören.

Rhodan dachte über das nach, was geschehen war.

Er hatte sich gründlich geirrt, als er angenommen hatte, die Polizei sei in das Haus des diebischen Palkruv eingedrungen. Das war nicht der Fall gewesen. Der Gavvron hatte es entweder mit anderen Kriminellen zu tun gehabt oder mit Agenten der Untergrundorganisation Hajasi Amani, denen er den Teleport-Gürtel gestohlen hatte, um ihn an ihn zu verkaufen.

Ich hätte mir denken müssen, daß diese Diebe nicht ohne weiteres einen solchen Gürtel zur Verfügung haben, warf Rhodan sich vor. Es hat mir allzu gut in den Kram gepaßt, und deshalb habe ich alle Bedenken zur Seite geschoben. Ein schwerer Fehler, der mir nicht hätte passieren dürfen.

Er machte sich wenig Sorgen um sich selbst. Er dachte vielmehr an Eirene, die auf seine Hilfe angewiesen war. Ihretwegen mußte er dieses Gefängnis so schnell wie möglich verlassen. Noch war sie auf diesem Planeten, aber schon bald konnte sie durch das Terraner-Tor zu einer anderen Welt gebracht werden, und möglicherweise verlor sich ihre Spur dann endgültig.

Die Zeit drängte.

Immer wieder dachte er darüber nach, wie er aus diesem Gefängnis ausbrechen konnte, ohne dabei zu einem Ergebnis zu kommen. Er hatte nahezu seine gesamte Ausrüstung verloren, als er Palkruv und seinen Leuten in die Hände gefallen war. Jetzt besaß er nicht einmal mehr ein Desintegratormesser, mit dem er das Schloß der Tür hätte aufschneiden können. Sein Netzgänger-Anzug, der ihm belassen worden war, konnte ihm in dieser Situation nicht weiterhelfen.

Er bemühte sich um den Pailliaren, mußte aber schon bald feststellen, daß er von ihm keine Hilfe erwarten konnte, da er längst resigniert hatte.

Er konnte nur abwarten.

Zweimal reichte ihm in diesen Tagen ein Roboter ein ungenießbares Essen durch eine winzige Schleuse herein. Er sah den Roboter nicht, sondern hörte ihn nur an der Außenklappe der Schleuse hantieren und die Schale mit dem Brei abstellen. Dann schloß sich die äußere Klappe und die innere öffnete sich.

Wollte man ihn nicht verhören? Wollte man ihn tatsächlich erst einmal für ein paar Jahre einsperren, bevor man sich mit ihm befaßte?

Er mußte sich irgendwie bemerkbar machen. Er mußte das Interesse des Staatlichen Informationsdiensts wecken, wenn er nicht für einige Jahre in dieser Zelle bleiben wollte.

„Was hast du getan, daß man dich eingesperrt hat?“ fragte er den Pailliaren.

„Ich weiß es nicht mehr“, antwortete das insektoide Wesen. „Ich habe oft darüber nachgedacht, aber es ist mir nicht mehr eingefallen. Vielleicht habe ich auch gar nichts getan. Ich kann es dir nicht sagen.“

„Und wer sagt dir, daß du schon zehn Jahre hier bist?“

Wortlos kramte der Pailliare ein Chronometer unter seinem Lager hervor, das aus mehreren zerfressenen schmutzigen Decken bestand.

„Mein Freund.“

Rhodan preßte erschüttert die Lippen zusammen. Wer von den Bewohnern von Pailkad ahnte schon, daß es in diesem Gefängnis wenigstens einen Häftling wie diesen gab? War irgend etwas über das Schicksal dieses Wesens da draußen bekannt?

Er fühlte, wie sich etwas in ihm verkrampfte.

Er hatte nichts mehr, womit er die Zeit messen oder mit irgend jemandem draußen in Verbindung treten konnte, und ein flüchtiger Blick auf das Chronometer des Pailliaren hatte ihm gezeigt, daß es sich dabei um einen Zeitmesser handelte, der lediglich einen zusätzlichen Kompaß, einen Feuchtigkeitsmesser und ein Barometer hatte, der aber nicht mit einem Funkgerät verbunden war. Es war ein altertümliches Ding, wie es jetzt eigentlich gar nicht mehr gebaut wurde.

Ich muß etwas tun, sagte Rhodan sich. Und das bald. Es kommt auf jede Stunde an. Eirene braucht schnelle Hilfe.

Da ihm kein eleganteres Mittel einfiel, versuchte er es mit Lärm und Protest. Er hämmerte gegen die Stahltür, erreichte jedoch nicht das geringste damit.

„Das habe ich auch getan“, sagte der Pailliare müde. „Zu Anfang. Vor zehn Jahren. Später sieht man ein, daß es sinnlos ist.“

Rhodan verfiel später auf eine andere Idee. Als der Roboter wieder an der Tür erschien und ihm einen eßbaren Napf mit etwas Brei durch die Schleuse hereinreichte, schob er einen seiner Stiefel in die Öffnung, so daß sich die Klappe nicht wieder schließen konnte.

Befriedigt verfolgte er, wie die Klappe wieder zur Seite glitt und sich dann erneut schließen wollte, jedoch abermals an dem Stiefel scheiterte.

Einige Minuten verstrichen. Dann schwang die Panzertür auf, und ein kugelförmiger Roboter streckte einen Arm nach dem Stiefel aus. Der Terraner packte den Arm und riß die Maschine in die Zelle. Dann schnellte er sich über sie hinweg auf den Gang hinaus und warf die Tür hinter sich zu. Er verriegelte sie, bevor der Automat sie wieder öffnen konnte.

„Das wäre immerhin ein Anfang“, sagte er zufrieden, während er einen kahlen Gang entlang hastete und sich einer Gittertür näherte. Als er sie erreichte, glitt sie automatisch zur Seite und gab den Weg zu einer aufwärts führenden Treppe frei.

Rhodan stürmte die Treppe hoch, wobei er sich bemühte, jegliches Geräusch zu vermeiden, doch seine größte Sorge war weniger, auf Wachen als auf unüberwindliche Türen zu stoßen. Doch zunächst schien es so, als habe er Glück. Die nächsten beiden Schritte ließen sich ohne Schlüssel öffnen, und dann lag nur noch eine lange, abwärts führende Treppe vor ihm, die an einer gläsernen Sperre endete. Dahinter saßen zwei Gavvron, neben denen ein Roboter stand. Während der Terraner noch überlegte, wie er an ihnen vorbeikommen könnte, glitt unmittelbar neben ihm eine Tür zur Seite, die er bisher nicht bemerkt hatte.

Er fuhr herum und sah sich einem hünenhaften, humanoiden Roboter gegenüber. Ein stumpfer Waffenarm fuhr nach oben. Er warf sich zur Seite und hoffte, dem Schuß entgehen zu können doch die Paralysestrahlen streiften sein rechtes Bein. Er kam noch einmal hoch, rutschte dann jedoch aus und stürzte zu Boden.

Ein Somer in roter Uniform stolzierte heran und blickte ihn von oben herab an.

„Bemerkenswert“, sagte das Vogelwesen mit krächzender Stimme. „Wer hätte gedacht, daß du so weit kommst!“

Er gab dem Roboter einen Wink, und die Maschine packte Rhodan an den Armen, riß ihn hoch und schleifte ihn über die Gänge und die Treppen zurück in die Zelle, in der der alte Pailliare apathisch auf seinem Lager ruhte und kaum aufblickte, als der Terraner neben ihm auf dem Boden landete.

Krachend schloß sich die Stahltür.

„Es dauert einige Jahre, bis sie sich wieder öffnet“, sagte der Mitgefangene Rhodans. „Finde dich damit ab.“

Die Gesellschaft, über die er sich zunächst so gefreut hatte, schien ihm lästig geworden zu sein.

8.

Kodexwahrer Dokroed schritt mit angewinkelten Armen vor Eirene auf und ab, als marschiere er vor einer Militärkolonne her, der er den Takt für eine Parade angeben mußte. Er kam Eirene wie eine Maschine vor.

„Du bist auf Som-Ussad aufgegriffen worden“, erklärte er. „Wie bist du dort hingekommen?“

„Mit dem Raumschiff eines Weltraumnomaden“, behauptete sie. „Sein Name ist...“

Dokroed hob abwehrend die Hände.

„Das ist nicht wahr. Wir wissen, welche Strandguthändler auf Som-Ussad gelandet sind. Keiner von ihnen hatte dich an Bord. Warum hätte ein Händler dich auch auf Som-Ussad zurücklassen sollen, ohne Geld oder Tauschware für dich zu verlangen?“

Eirene hatte sich in den Stunden ihrer Gefangenschaft eine Geschichte ausgedacht, hinter der sie die Wahrheit verbergen wollte. Auf keinen Fall sollte der Kodexwahrer erfahren, daß sie eine Gängerin des Netzes war. Irgendwie aber mußte sie erklären, wie sie nach Som-Ussad gekommen war.

Dokroed blieb stehen und wandte sich ihr zu.

„Ich habe sehr intensive Nachforschungen betreiben lassen“, eröffnete er ihr. „Sie sind alle im Sand verlaufen. Wir wissen nach wie vor nicht, wie du zu den Ussadi gekommen bist.“

„Mit einem Weltraumnomaden.“

„Das ist eine Lüge.“

„Es ist die Wahrheit.“

Der Kodexwahrer wandte sich ab und eilte bis zu einer Tür. Dort drehte er sich noch einmal in der für ihn typischen, ruckartigen Weise um.

„Also gut“, rief er. „Wie du willst. Ich werde mich nicht länger mit dir befassen. Ich schicke dich durch das Terraner-Tor ins Siom-System. Die Experten des Kriegers Ijarkor werden die Wahrheit schon aus dir herausholen.“

Damit schritt er hinaus. Mit einem unheilvollen Dröhnen fiel die Tür hinter ihm zu.

*

Die Tage verstrichen einförmig und ohne jede Abwechslung.

Rhodan konnte nur warten.

Sein pailliarischer Mitgefangener sprach kaum, und wenn er etwas sagte, dann wiederholte er, was er schon vorher einige Male von sich gegeben hatte.

Sein Geist war in den vielen Jahren der Haft erloschen. Von der Intelligenz, die sicherlich irgendwann einmal vorhanden gewesen sein mochte, war kaum noch etwas geblieben.

Rhodan dachte vergeblich darüber nach, wie er ausbrechen konnte. Schon um sich die Zeit zu vertreiben, untersuchte er die Zellenwände immer wieder, doch seine Hoffnung, irgendwo etwas zu finden, was weiterhalf, erfüllte sich nicht. Allmählich wurde ihm klar, daß er dieses Gefängnis nur verlassen würde, wenn der Staatliche Informationsdienst damit einverstanden war.

In den ersten Tagen seiner Haft war Rhodan noch voller Unruhe in der Zelle auf und ab gelaufen. Er hatte das Gefühl gehabt, ständig zum Aufbruch bereit sein zu müssen. Doch das hatte sich gelegt. Der Oktober des Jahres 445 NGZ neigte sich seinem Ende zu, ohne daß sich etwas änderte.

Dann starb der Pailliare.

Er schlief mitten im Gespräch ein, als er zum wiederholten Male berichtete, wie er verhaftet worden war. Während Rhodan glaubte, daß der Pailliare nach Worten suchte, ließ dieser den Kopf nach hinten an die Wand sinken und hörte auf zu atmen.

Der Unsterbliche erschrak. Er ging zu dem Mitgefangenen hin und berührte ihn an der Schulter.

„Komm schon, Alter“, sagte er „Wie ging es weiter? Du wolltest mir erzählen...“

Der Kopf des Pailliaren kippte zur Seite, und langsam fiel der Tote auf den Boden.

Rhodan stand auf und wich bis zur Tür zurück. Dort lehnte er sich mit den Schultern gegen die Wand und wartete. Irgend etwas mußte geschehen. Man würde den Toten nicht in der Zelle lassen.

Drei Tage vergingen, ohne daß sich etwas änderte. Die Wachen reagierten auch nicht darauf, daß er das Essen nicht aus der Türschleuse nahm. Sie beachteten ihn nicht, als er gegen die Tür trommelte und nach ihnen rief.

Ein schier unerträglicher Gestank breitete sich in der Zelle aus. Rhodan kauerte sich auf den Boden und schirmte sich mit Selbsthypnose ab, bis die Welt um ihn herum nicht mehr zu existieren schien.

Als sich die Tür öffnete und zwei Roboter den Toten herausholten, merkte er es kaum.

Sie beachteten ihn nicht und verließen die Zelle wieder, ohne sich um die wenigen Habseligkeiten zu kümmern, die der Pailliare zurückgelassen hatte. Rhodan durchsuchte sie nach einiger Zeit, fand jedoch nichts, was er hätte verwerten können.

Er wartete und fragte sich mit wachsender Verzweiflung, wann er diese Gefangenschaft je beenden konnte. Immer wieder sagte er sich, daß es auf Stunden ankam, weil Eirene in höchster Gefahr war. Er dachte nicht an sich, sondern nur an sie, sonst hätte ihn diese Haft kaum berührt, denn für ihn spielte der Faktor Zeit nur eine untergeordnete Rolle. Was aber konnte er tun, um Eirene zu helfen? Gab es wirklich nichts?

Und dann kam Hilfe von einer Seite, mit der er am allerwenigsten gerechnet hatte.

Er hörte Lärm in der Festung, und er preßte sein Ohr gegen die Tür, um sich nichts entgehen zu lassen. Eilige Schritte näherten sich seiner Zelle, Schüsse fielen, und irgendwo schrie jemand voller Angst und Qual.

Rhodan wich vor der Tür zurück, als sie sich öffnete.

Vor ihm wuchs die imponierende Gestalt eines Gavvron auf.

Niemand brauchte ihm zu sagen, wer dieser Mann war.

„Gorgud“, sagte Rhodan.

„Gorgud“, erwiederte der Anführer der Hajasi Amani. „Und verdammt in Eile.“

Rhodan verließ die Zelle. Tausend Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Wieso kam der Anführer der Hajasi Amani dazu, ihn zu befreien?

Auf dem Gang lagen zwei zerstörte Roboter. Ein verletzter Pailliare kauerte in einer Ecke und hielt sich seine verbrannte Schulter.

„Los“, drängte Gorgud. „Beeile dich.“

Sie rannten über die Treppen und Gänge nach oben, vorbei an mehreren zerschossenen Robotern und verletzten Wachen. Dichte Rauchschwaden zogen ihnen

entgegen. Weit von ihnen entfernt fielen immer wieder Schüsse. Kommandos hallten durch die Gänge, und die Wände hallten von den Schritten heranrückender Wachen und Roboter wider.

Die gläserne Sperre am Ausgang war zerschossen, und die Scherben waren über die ganze Halle verstreut. Auf dem Boden lagen zahlreiche Verletzte. Bewaffnete Gavvron schirmten den Rückzug ab.

Rhodan und Gorgud stürmten durch die Halle zum Ausgang hin.

„Hajasi Amani“, brüllte einer der Männer. „Wir sehnen uns nach Frieden.“

Er hob seinen Energiestrahler, feuerte mehrere Male auf ein Ziel, das weit hinter Rhodan und Gorgud lag.

„Wir haben nur wenige Minuten“, erklärte der Anführer der Untergrundorganisation. „Dann wimmelt es hier von Soldaten.“

Aus verschiedenen Gängen strömten Hunderte von Gefangenen hervor. Sie boten alle das gleiche Bild, ganz gleich, welchem Volk sie angehörten. Sie sahen schmutzig und erschöpft aus. Kaum einer von ihnen schien sich aus eigener Kraft noch auf den Beinen halten zu können.

Rhodan blieb unwillkürlich stehen. Er lächelte.

„Was ist los?“ fragte der Gavvron.

„Oh, ich hatte mir für einen Moment eingebildet, daß diese Befreiungsaktion mir gegolten hat. Jetzt sehe ich, daß ich etwas zu unbescheiden war.“

Gorgud lachte. Er war etwa so groß wie Rhodan, und er hatte auffallend schöne und gepflegte Zähne. Als er lachte, schien sich seine ganze Persönlichkeit zu verändern. Er war im Grunde genommen ein ernster Typ, der den Eindruck machte, als habe irgendein tragisches Ereignis in seiner Vergangenheit tiefe Spuren in seiner Seele hinterlassen. Das Lachen war befreiend. Mit ihm schien er eine schwere Last zurückzudrängen.

„Warum lachst du?“ fragte Rhodan.

Der Gavvron legte ihm eine Hand auf die Schulter.

„Weil du dich ganz und gar nicht geirrt hast. Unsere Aktion galt und gilt ausschließlich dir. Die anderen lassen wir nur frei, weil wir schon mal hier sind und damit Verwirrung stiften wollen. Wir müssen Dokroed und seine Leute ja nicht gerade mit der Nase darauf stoßen, um wen es uns eigentlich geht.“

Einer seiner Mitkämpfer stürzte herein. Er blutete aus einer Kopfwunde.

„Schnell“, rief er. „Der Informationsdienst rückt an. Sie kommen aus allen Richtungen. Wenn wir uns nicht beeilen, war alles umsonst.“

Rhodan und Gorgud rannten durch einen Gang, der mit den Resten zerschossener Roboter förmlich übersät war, auf einen Vorhof hinaus. Hier standen mehrere Antigravgleiter, die mit Gavvron und befreiten Gefangenen besetzt waren. In keiner dieser Maschinen war noch Platz für sie.

„Damit wollten wir ohnehin nicht verschwinden“, rief der Anführer der Hajasi Amani. Er zog Rhodan zu einem Torbogen hin, der durch mehrere Panzertüren gesichert war.

Mehrere Gavvron kamen ihnen entgegen. Sie hatten eine kleine Tür in der Mauer geöffnet, die den Gefängnistakt umschloß. Unwillkürlich blickte Rhodan nach oben, als Energieblitze über den nächtlichen Himmel zuckten. Irgendwo in der Ferne heulten Alarmsirenen. Die Antigravgleiter mit den Gefangenen starteten, während weitere Maschinen herankamen, landeten und ebenfalls befreite Häftlinge aufnahmen.

„In der Stadt ist der Teufel los“, verkündete einer der Gavvron. „Mit einer derartigen Aktion hat niemand gerechnet. Jetzt heult die Meute vor Wut.“

Er lachte. Offenbar erwartete er eine ähnliche Schadenfreude bei Gorgud, doch der nickte ihm nur kurz zu, während er Rhodan durch die Tür drängte. Zusammen mit zwei bewaffneten Wächtern seiner Organisation kamen sie auf eine hell erleuchtete Straße hinaus, auf der die Trümmer von mehreren brennenden Antigravgleitern und zerstörten

Robotern lagen. Einige Pailliaren flüchteten aus den angrenzenden Häusern in dunkle Gassen hinein. Sie wollten mit den Kämpfen nichts zu tun haben.

„Das alles sieht nach offener Rebellion aus“, sagte Gorgud. „Ist es aber nicht. Der Umfang der Aktion soll Dokroed über unsere wahren Absichten täuschen.“

Während eine Horde von brüllenden und schießenden Gavron aus der Haftanstalt hervorbrach und sich nach Westen wandte, lief der Anführer der Hajasi Amani mit Rhodan in eine der Gassen der Altstadt hinein.

Hier irgendwo in diesem Viertel war der Terraner Gorgud bereits begegnet, kurz nachdem er mit der Karawane nach Pailkad gekommen war.

Weit kommen wir nicht, dachte er, während er an der Seite des Gavron durch die mäßig beleuchteten Gassen rannte, in denen sich sonst kaum jemand aufhielt.

Sie durchquerten einige Hinterhöfe, stiegen in Keller hinab und kletterten auf Dachböden hinauf, um dann über die Dächer von mehreren Häusern zu laufen, während die Kämpfe am Gefängnis allmählich abflauten. Es wurde erstaunlich ruhig in der Stadt. Es schien, als ob ihre Bewohner den Atem anhielten, um abzuwarten, wie sich die Situation entwickelte.

Rhodan und Gorgud kauerten unter einem Dachfenster und blickten in den schwarzen Himmel, als Dutzende von Kampfgleitern über die Dächer von Pailkad hinwegrasten.

„Sie kommen zu spät“, stellte der Anführer der Hajasi Amani zufrieden fest. Er erhob sich und führte Rhodan über eine wacklige Holztreppe nach unten. Sie befanden sich in einem der schmalbrüstigen Häuser der Altstadt und waren keine tausend Meter vom Gefängnis entfernt. Die Straßen der Altstadt hallten wider von den Schritten der Wachtruppen und der Roboter. Lautlos dagegen bewegten sich die robotischen Suchtrupps, die langsam über die Dächer hinwegschwebten und in jeden Winkel spähten, der sich ihnen auf tat.

„Hörst du?“ fragte Gorgud. „Der Lärm der Truppen entfernt sich immer weiter unten am Hafen oder in der Nähe der Stadt der Spieler.“

Sie betraten einen gemütlich eingerichteten Raum, der mit kostbaren Teppichen ausgelegt war. Bequeme Sessel gruppierten sich um einen gedeckten Tisch. Zwei Gavron-Frauen begrüßten die Männer mit einem freundlichen Lächeln, während sie vor Hitze dampfende Speisen auftrugen und einen rot funkelnenden Wein in Gläser schenkten.

„Du bist mein Gast“, sagte Gorgud. „Ich möchte mit dir essen.“

„Ich habe mich seit Tagen nicht gewaschen“, entgegnete der Terraner. „Ich hoffe, ich habe soviel Zeit, daß ich mich ein wenig frisch machen kann.“

Gorgud deutete schweigend auf eine Tür, und während der Terraner sich den Schmutz der Haftanstalt abwusch, setzte er sich bereits an den Tisch. Er begann jedoch erst zu essen, als Rhodan neben ihm saß, und nachdem er gemeinsam mit ihm etwas getrunken hatte.

„Ich habe nicht damit gerechnet, daß mir jemand hilft“, gestand der Unsterbliche. „Warum hast du mich herausgeholt?“

„Ich bin grundsätzlich bereit, jedem zu helfen, der vom Staatlichen Informationsdienst verfolgt wird“, erwiderte der Gavron.

„Und die Gegenleistung?“

„Ich erwarte keine Gegenleistung von dir. Wir haben dich in erster Linie befreit, um dem Staatlichen Informationsdienst eine Niederlage beizubringen. Wir haben erfahren, daß jemand mit einem kleinen Raumschiff in der Ebene südlich der Stadt gelandet ist, und daß die Häscher Dokroeds vergeblich versucht haben, diesen Unbekannten zu fassen. Mir war schon bei unserer ersten Begegnung klar, daß du derjenige bist, hinter dem sie her waren, aber ich bin mir nicht klar darüber, ob sie gewußt haben, wen sie da gefangen hatten, als sie dich erwischten. Ich glaube, deine Verhaftung hatte lediglich mit Palkruv, dem Dieb, zu tun.“

„Mir war ebenfalls schon bei unserem ersten Zusammentreffen klar, daß du kein gewöhnlicher Gavvron bist.“

Der Ausdruck im Gesicht Gorguds änderte sich nicht. Der Anführer der Hajasi Amani blieb so ernst wie zuvor. Kein Lächeln entspannte seine Lippen. Das Kompliment machte keinen Eindruck auf ihn. Im Gegenteil. Ein Schatten schien über sein Gesicht zu fallen, so als ob er erneut von seiner Erinnerung an ein tragisches, weit zurückliegendes Ereignis eingeholt würde.

„Ich bin derjenige, den Dokroed gesucht hat“, fuhr Rhodan fort. Er schilderte mit knappen Worten, wie er in der Ebene gelandet und den Suchtrupps entkommen war.

„Und warum diese Aktion?“ fragte Gorgud.

„Es geht um meine Tochter. Sie muß hier auf Pailliar und in den Händen Dokroeds sein. Ich muß sie befreien.“

„Also sind es persönliche Motive, die dich hierher geführt haben“ stellte der Anführer der Hajasi Amani fest.

„Richtig“, bestätigte Rhodan. „Andere Gründe kann es vorläufig für mich nicht geben. Wirst du mir helfen, meine Tochter zu finden und zu befreien?“

„Sie dürfte in den Händen des Staatlichen Informationsdienstes und somit in den Händen von Dokroed sein“, erwiderte Gorgud. „Wir werden alles tun, was in unserer Macht steht, um dem Kodexwahrer diese Gefangene zu nehmen.“

Als er danach fragte, schilderte Rhodan ihm, wie seine Tochter entführt worden war, nachdem sie durch einen unglücklichen Umstand nach Som-Ussad verschlagen worden war.

Darüber hinaus machte er kein Hehl daraus, daß er schon seit geraumer Zeit gegen die Lehren des Kriegerkodex kämpfte.

„Das heißt also, daß wir Verbündete sind“, bemerkte der Gavvron befriedigt. „Auch wir arbeiten gegen die Lehren des Kriegerkodex.“

Er schenkte Rhodan Wein nach und legte ihm einige Leckerbissen auf den Teller, die von den Frauen hereingebracht worden waren. Es waren verschiedene Meeresfrüchte.

„Du bist uns willkommen, wenn du dich der Hajasi Amani anschließen willst“, sagte er.

Rhodan erkannte, daß sich ihm unverhoffte Möglichkeiten boten. Die Gänger des Netzes waren schon seit geraumer Zeit bemüht, auf den wichtigsten Welten der Mächtigkeitsballung ESTARTU gut funktionierende Untergrundorganisationen einzurichten. Auf Pailliar brauchte nichts mehr aufgebaut zu werden. Die Hajasi Amani existierte bereits, und sie war eine nicht zu unterschätzende Macht auf diesem Planeten.

„Ich nehme dein Angebot an“, erwiderte der Unsterbliche.

„Dann wirst du in der Hajasi Amani mitarbeiten?“ Das Gesicht Gorguds entspannte sich, und der ernste Ausdruck der grauen Augen verlor sich ein wenig.

„Das werde ich“, bestätigte Rhodan. „Allerdings mit einer Einschränkung.“

„Welcher?“

„Du weißt, daß ich eigene Interessen verfolge, und die darf ich bei meiner Mitarbeit in der Hajasi Amani nicht aus den Augen verlieren. Ich werde meine Tochter auf keinen Fall ihrem eigenen Schicksal überlassen.“

„Das verstehe ich“, erklärte der Anführer der Untergrundorganisation. Er hob die geballte Faust als Zeichen seiner Anerkennung und seiner Zustimmung. „Wenn du willst, wirst du mein Stellvertreter.“

„Einverstanden.“

Die beiden Männer blickten sich lange an. Sie spürten, daß sie viel miteinander gemein hatten.

Die beiden Frauen kamen herein, um weitere Speisen zu reichen. Gorgud erteilte ihnen den Befehl, einige Männer auszuschicken, die nach Eirene fahnden sollten. Obwohl

mehrere Inter- und Telekome vorhanden waren, ließ er alle Anordnungen auf diese Weise übermitteln.

„Bei unseren Freunden vom Staatlichen Informationsdienst dürfte jetzt Hochbetrieb herrschen“, sagte er lächelnd. „Wir wollen ihnen keine Gelegenheit geben, durch die sie auf uns aufmerksam werden könnten.“

„Du glaubst, daß die Hajasi Amani heute nacht noch etwas erreichen kann?“

„Wir haben gute Verbindungen aufgebaut“, erläuterte der Freiheitskämpfer. „Sie reichen bis in die Amtsstuben hinein. Es gibt genügend Männer und Frauen, die den Kriegerkult ebenso hassen wie ich, die aber dennoch mit unseren Feinden zusammenarbeiten, weil sie dabei gutes Geld verdienen und sich ein bequemes Leben sichern können. Sie müssen es sich schon gefallen lassen, wenn sie mitten in der Nacht aufgescheucht und von meinen Leuten befragt werden, schließlich müssen wir wissen, wo deine Tochter ist, und was der Kodexwahrer mit ihr vorhat - falls sie tatsächlich in seinen Händen ist.“

Er wollte nun mehr über seinen Gast wissen und Rhodan erzählte ihm, wer er war, und woher er kam - er verriet ihm auch, daß er und seine Tochter Gänger des Netzes waren.

Die Frauen räumten den Tisch ab, doch die beiden Männer blieben noch mehrere Stunden zusammen und tauschten Informationen über sich und ihre Arbeit aus. Sie sprachen über ihre Kämpfe und über ihre Ziele, und sie schienen die Nacht darüber zu vergessen.

Einige Male erschienen Gavron, die zur Hajasi Amani gehörten. Gorgud machte Rhodan jeweils mit ihnen bekannt und stellte ihn als zweiten Mann der Organisation vor. Die Helfer berichteten ihm über die Aktionen des Staatlichen Informationsdienstes und des Militärs nach der Befreiungsaktion aus dem Gefängnis.

„Sie rücken aus allen Richtungen an“, teilte einer der Hajasi mit, ein schmächtiger Mann, der Rhodan als besonders mutig und geschickt geschildert wurde. „Ich habe noch nie soviel Militär in Pailkad und Umgebung gesehen. Die Stadt gleicht einem Heerlager. In den Straßen wimmelt es von Sicherheitskräften und von Spitzeln, die für den Informationsdienst arbeiten.“

„Dokroed rast vor Wut“, berichtete ein anderer Untergrundkämpfer, ein unersetzter Gavron, dessen linke Gesichtshälfte aufgrund einer Verletzung gelähmt war. „Er kann sich nicht damit abfinden, daß wir sein Mustergefängnis gestürmt und alle Gefangenen befreit haben. Es waren zwei Niederlagen in wenigen Tagen. Erst die Landung des Fremden, den sie immer noch nicht erwischt haben, und dann unsere Aktion.“

Gorgud dankte ihm, ohne ihm zu sagen, daß der geheimnisvolle Fremde, der in der Ebene gelandet war, vor ihm saß.

„Der Kodexwahrer hat den ganzen Planeten in Alarmzustand versetzt“, schilderte ein weiterer Informant. „Er glaubt, daß das Terraner-Tor das eigentliche Ziel der Angriffe ist. Mit anderen Worten, er befürchtet einen Aufstand, der alle Teile von Pailliar erfaßt.“

„Wir haben mehr Wirbel gemacht, als wir eigentlich wollten“, stellte der Anführer der Hajasi Amani fest, als nach und nach immer mehr seiner Mitkämpfer in den Raum kamen und blieben. Sie holten sich Stühle und Sessel herein und nahmen am Tisch Platz. „Aber die Unruhe wird sich legen. In ein oder zwei Tagen ist alles vorbei. Wenn Dokroed merkt, daß wir uns zurückziehen, wird er die Truppen in ihre Lager zurückschicken.“

Als der Morgen graute, erschien eine junge Frau und berichtete, daß Eirene im Palast des Kodexwahrers gefangen gehalten wurde.

„Sie ist schon seit fast zwei Wochen dort“, sagte sie. Sie war in den Augen der Gavron offenbar außerordentlich attraktiv, denn Rhodan bemerkte, daß einige der Männer sich anblickten und zugleich mit dem Daumen auf sie deuteten, während andere sie nicht aus den Augen ließen. Er selbst fand, daß sie dünn und unscheinbar war. Sie aber schien für ihn auch keine Sympathien zu haben. Sie ignorierte ihn, das aber mochte an Gorgud liegen, zu dem sie sich hingezogen fühlte. Sie hing förmlich an seinen Lippen, wenn er

sprach, und sie wiederholte stets einige seiner Worte, als wolle sie sie unterstreichen oder sich einprägen.

„Die Frau ist einige Male verhört worden, aber der Kodexwahrer ist nicht zufrieden mit dem, was er erfahren hat. Es scheint da ein Geheimnis zu geben, das sie sich nicht entlocken läßt“, fuhr sie fort. „Dokroed hat daher befohlen, sie ins Siom Som-System zu schicken. Dort sollen sich die Experten des Kriegers Ijarkor um sie kümmern.“

Sie zuckte gleichgültig mit den Schultern.

„Mit anderen Worten: Was sie hier nicht gesagt hat, wird sie dort mit Sicherheit von sich geben. Die Experten des Kriegers Ijarkor stehen in dem Ruf, noch jedem den Mund geöffnet zu haben.“

Rhodan und Gorgud blickten sich kurz an. Sie wußten, was die junge Frau meinte.

Die Krieger Ijarkors würden Eirene mit allen nur erdenklichen Mitteln foltern, bis sie ihnen sagte, was sie wissen wollten. Dazu durfte es auf keinen Fall kommen.

„Wir schirmen das Terraner-Tor ab“, befahl der Anführer der Hajasi. „Notfalls greifen wir an, wenn die junge Frau in das Tor gebracht werden soll.“

„Wir müssen Eirene schon vorher befreien“, bemerkte Rhodan. „Am Heraldischen Tor könnte es zu spät sein.“

„Nicht nur das“, stimmte Gorgud nach kurzem Überlegen zu. „Das Risiko wäre auch viel zu hoch. Dokroed wird wissen, daß seine Gefangene gefährdet ist und befreit werden soll. Er ist nicht dumm. Er wird Zusammenhänge zwischen deiner Landung in der Ebene und der jungen Frau sehen. Und er wird sich entsprechend absichern.“

Weitere Informationen über Eirene und ihren Aufenthaltsort liefen ein. Immer wieder kamen Boten, die schilderten, wie die Sicherheitskräfte die Stadt Pailkad durchkämmten, und einige Male standen die Kämpfer der Hajasi Amani auf, um blitzschnell fliehen zu können, weil sich Roboter und Beamte direkt vor dem Haus befanden. Doch der Staatliche Informationsdienst betrat das Haus nicht.

„Sie tappen im dunkeln“, stellte Gorgud fest, der niemals die Ruhe zu verlieren schien. „Sie haben nicht die geringste Ahnung, wo wir sind.“

Da es nun kein Geheimnis mehr war, daß Rhodan eine Maske trug, ließ Gorgud einen Spezialisten kommen, der die Maske entfernte und danach eine völlig neue und wesentlich bessere anfertigte, die den Terraner vollkommen veränderte.

„Du hast nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit dem Gefangenen, den wir aus der Haftanstalt geholt haben“, lobte der Anführer der Hajasi. „Du kannst dich in den Straßen der Stadt bewegen, ohne befürchten zu müssen, daß dich irgend jemand wiedererkennt. Gleich kommt ein weiterer Experte. Er wird ein Foto von dir machen und dir einen Ausweis anfertigen, der jeder Kontrolle standhält. Damit haben wir deine Spuren endgültig verwischt. Wir können uns jetzt ganz darauf konzentrieren, Eirene zu befreien.“

ENDE